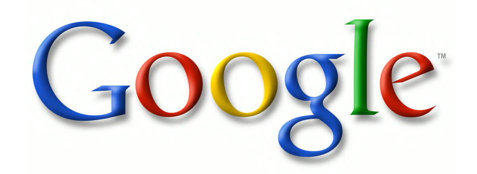


Programm

des

K. K. OBER-GYMNASIUMS

DER FRANCISCANER

zu

HALL.

Am Schlusse des Schuljahres

1890—1891

veröffentlicht

von der Direction.

Inhalt:

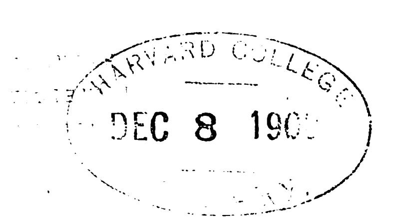
1. Zur Charakteristik des Epigrammatikers M. Valerius Martialis. I. Von Professor P. Gebhard Spiegel.
2. Schulnachrichten vom Director.

(Selbstverlag der Lehranstalt.)

INNSBRUCK.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

1891.


HARVARD COLLEGE
DEC 8 190

Zur Charakteristik des Epigrammatikers M. Val. Martialis.

Eine Studie zur Geschichte der römischen Literatur.

Von **P. Gebhard Spiegel.**

„Das wahre Leben eines Dichters sind seine Gedichte“.

Der bekannte Dichter Hölderlin tröstet in einem Briefe seine Mutter, welche infolge einiger Gedichte grosse Besorgnis um ihren Sohn geäussert hatte, ungefähr mit folgenden Worten: „Ueberhaupt muss ich Sie bitten, nicht Alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen; der Dichter muss, wenn er seine kleine Welt darstellen will, die Schöpfung nachahmen, wo nicht jedes einzelne vollkommen ist; er muss oft etwas Unwahres und Widersprechendes sagen, das sich aber natürlich im Ganzen, worin es als etwas Vergängliches gesagt ist, in Wahrheit und Harmonie auflösen muss; und wie der Regenbogen nur schön ist nach dem Gewitter, so tritt auch im Gedichte das Wahre und Harmonische aus dem Falschen und aus dem Irrthume und Leiden nur desto schöner und erfreulicher hervor“ [1]. Teuffel in seiner Charakteristik Hölderlin's [2]) erklärt den Sinn dieser Worte ganz zutreffend, wenn er sagt: „Der Dichter gibt immer nur Bruchtheile seines Ich, nicht das Ganze, nur Stimmungen, nicht seine Persönlichkeit selbst, und ein Theil findet in dem andern seine Ergänzung, Berichtigung und Versöhnung“.

Wenn nun auch dies zunächst von einem eigentlichen Lyriker gesagt ist, so findet es doch nicht minder Anwendung bei einem Dichter wie Martial, dessen Epigramme zum grossen Theile seinen innern Gefühlen und Seelenstimmungen Ausdruck verleihen [3].

---

1) Vgl. Hölderlin's sämmtliche Werke, herausg. von G. Schwab's Sohn, Christ. Theod. Schwab, Stuttg. u. Tübing. Cotta'scher Verl. 2 Bände 1846, II, 69.

2) W. S. Teuffel: Studien und Charakteristiken, Leipzig 1871, S. 499.

3) M. Val. Martialis, aus Spanien gebürtig, lebte durch 34 Jahre (unter Vespasian, Titus, Domitian und Nerva) in bescheidenen Vermögensverhältnissen in Rom und veröffentlichte zwischen 80—101 n. Chr. 14 Bücher Epigramme vermischten Inhalts.

Und doch spricht Lessing gerade bei Gelegenheit der Beurtheilung Martials und mit directer Bezugnahme auf ihn den Satz aus: „Das wahre Leben eines Dichters sind seine Gedichte“. Den scheinbaren Widerspruch dieser Worte mit Obigem löst Lessing selbst, wenn er in seiner Exposition fortfährt: „Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt wahren Nutzen haben, und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur insoweit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können [1].“

2. Andererseits aber ist wiederum, wenn die Gedichte fast die einzige Quelle für die Lebensumstände und den Charakter des Dichters sind, die Gefahr sehr gross, durch unvorsichtige Benutzung derselben in zahllose Irrthümer und Widersprüche zu gerathen. Mit Recht hat daher Friedländer [2]) darauf hingewiesen, wie vorsichtig gerade die Gedichte Martials zur Zeichnung seines Charakters benützt werden müssen. Nur daher mag es kommen, dass die Urtheile über diesen und jenen Dichter und nicht am wenigsten über Martial bis in die neueste Zeit so vielfach und so weit auseinandergehen. Nicht nur ist zur richtigen Beurtheilung des Wertes und Verdienstes eines Schriftstellers die allgemeine Kenntnis des ganzen Ganges und Standes der Cultur und des Charakters eines Volkes erfordert, so zwar, dass — wie einer der geistreichsten Philologen [3]) ganz im Einklang mit Lessing bemerkt — selbst die äusseren Lebensnachrichten eines Autors kein Licht gewähren, wenn sie davon isoliert sind; sondern man kann von Martial vielleicht mit demselben Rechte geltend machen, was neuere Literarhistoriker [4]) von Jean Paul behaupten, dass seine Werke nur aus der Entwicklung seines Charakters und seiner Lebensgeschichte vollständig verstanden und richtig beurtheilt werden können.

3. Es ist gewiss nicht überflüssig, ausser den bereits gemachten Andeutungen zum voraus noch ein paar Punkte wenigstens kurz zu berühren, welche die vielfachen Schwierigkeiten, von Martial aus seinen Gedichten ein richtiges Charakterbild zu gewinnen, begreiflich zu machen geeignet sind.

Zwar sind wir von den politischen und socialen Zuständen Roms in jener Zeit gut unterrichtet und vermögen ein klares Bild davon zu entwerfen; aber diese Zustände sind so trauriger Art und gerade für die Poesie so unerquicklich, dass sie auf dieselbe und ihre Vertreter nicht ohne den schlimmsten Einfluss bleiben konnten. Der herrliche Blütenschmuck, den die römische Poesie in der Augusteischen Dichterperiode entfaltet

1) Vgl. Lessing's sämmtl. Werke, hrg. v. K. Lachmann Leipz. 1855, VIII, S. 466.

2) Vgl. Friedländers Martialausgabe, Leipzig (Hirzel) 1886, Einleit. S. 14.

3) Vgl. Bernhardy, Grundriss der röm. Literatur, 2. Aufl. Halle 1850. Vorrede von Fr. Aug. Wolf. S. XII.

4) Vgl. H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur, 5. Aufl. Leipz. 1870, III, 570 ff.; Weber, Handbuch der deutschen Literaturgesch. 1854, S. 81 f.

hatte, war rasch verwelkt; innere Feinde unterwühlten das fruchtbare Erdreich, worin die kostbare Pflanze feste Wurzeln geschlagen und sich reichlich genährt hatte, während die Feinde von aussen den Sturz derselben beschleunigten. Der richtige Begriff von den Idealen der Poesie, von ihrer wahren Kunst und hohen Aufgabe in der Welt war mehr und mehr abhanden gekommen, der seichte Dilettantismus hatte die Oberhand, der Zudrang zur Musenstätte war ins Unnatürliche gesteigert. So drohte selbst das wenige Edle und Erhabene der damaligen Poesie im Schmutze und Unrathe seiner Umgebung unterzugehen, und nur dem sichtenden Auge kann es gelingen, die Perlen der Poesie zu erkennen, zu schätzen und in das rechte Licht zu setzen.

Noch weit mehr als vom ästhetischen Gehalte der Producte muss dies gelten vom sittlichen Werte oder Unwerte des Dichters selbst. Kann sich ja doch kein irdisches Geschöpf dem Einflusse seiner Umgebung ganz entziehen. Volkscharakter, Sprache, Erziehung und Unterricht, die vom Charakter des Volkes bedingte Individualität und die Höhe der Cultur sind die schaffenden Kräfte auf dem Gebiete der Literatur [1]). Daraus ergibt sich, wie wichtig für unsern Zweck die Frage sei, ob dies und jenes auf alleinige Rechnung des Dichters, d. h. seines Charakters, Naturells, seiner individuellen Anschauung u. s. w. zu setzen sei, oder ob es im Volkscharakter, in der allgemeinen Sitte, in den gegebenen Verhältnissen u. s. w. seinen Grund habe. Wie schwer aber oft eine bestimmte Beantwortung dieser Fragen sein müsse, leuchtet von vornherein jedem ein.

4. Ferner — und dies ist ein Punkt, dem nach meiner Ansicht auch Friedländer noch zu wenig Rechnung getragen — sind abgesehen davon, dass Martial sehr oft in der ersten Person spricht, wo entweder an Wirklichkeit gar nicht gedacht werden kann, oder wo es zum mindesten sehr zweifelhaft ist, ob Wirklichkeit oder Fiction zugrunde liege, seine Gedichte überhaupt kein völliges Abbild seines Innern [2]). Wir werden im Verlaufe der Abhandlung näher sehen, wie mannigfach äussere Einflüsse und die ausserordentliche Beweglichkeit seines Gemüthes auf die stoffliche und formelle Gestaltung der Gedichte, namentlich der improvisierten Gelegenheitsgedichte bestimmend einwirkten.

Nicht geringer sind die Schwierigkeiten, welche sich aus dem Umstande ergeben, dass unsere Kenntnisse bezüglich ausschlaggebender Fragen, z. B. über Entstehungsgrund, Art und Weise, Zweck, Ton u. dgl. bei manchen Epigrammen allzu mangelhaft sind. Man könnte diesbezüglich

---

[1]) Vgl. Bernhardy a. a. O. I, S. 2.

[2]) Vgl. E. Hübner, Wochenschrift f. class. Philolog. v. Andresen u. Heller 1887 N. 26, S. 816, wo es heisst, dass Martials Gedichte „kein völlig adäquater Ausdruck seines Wesens“ seien.

mit Fug und Recht auf jenen Ausspruch Batteux's provocieren, den Lessing[1]), freilich in anderm Zusammenhang citiert: „dass wir nämlich öfters nur nicht alles wissen, was man wissen müsste, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhänge, als ein witziger Einfall". Dazu kommt noch, dass wir von des Dichters Jugendjahren, von seinem Entwicklungsgang bis zum Zeitpunkt, wo er als Dichter schon einen bedeutenden Namen hat, so gut wie nichts wissen und mit ein paar vagen Vermuthungen uns bescheiden müssen.

5. Aus diesen und andern Hindernissen, welche sich jedem, der Martials Charakter aus seinen Gedichten zu zeichnen sucht, entgegenstellen, erklärt sich wohl von selbst das Schwanken, das wir bei der Beurtheilung des Dichters hinsichtlich seines Charakters bis in die neueste Zeit beobachten können. Zwar herrscht im allgemeinen unter den Literarhistorikern[2]) darin Uebereinstimmung, dass sie ihn als Schmeichler ohne sittlichen Halt und ohne idealere Lebensanschauung charakterisieren; während jedoch einzelne, die vermuthlich grösstentheils sich auf Teuffels Charakteristik in Paulys Realencyklopädie stützen, ihn einen Speichellecker der schlimmsten Sorte nennen, hat sich neuestens die Auffassung wesentlich zu Gunsten des Dichters umgestaltet, seitdem nämlich Friedländer mit Zustimmung anderer tüchtiger Specialforscher[3]) seine in den Darstellungen zur Sittengeschichte Roms vertretene Ansicht bedeutend modificiert hat (in der Einleitung zu seiner Martial-Ausgabe, vgl. besonders S. 14 f.).

Es dürfte sich daher der Mühe lohnen, des näheren zu untersuchen, ob und inwieweit diese mildere Beurtheilung in den Gedichten selbst begründet sei (denn fast alles, was wir von Martial wissen, ist uns eben nur aus seinen Gedichten bekannt). Uns scheint nämlich nicht schon von vorneherein unmöglich — was einige von Catull und Tibull behauptet haben — aus den Gedichten mit Berücksichtigung der Zeit, in welcher der Dichter lebte, und der Verhältnisse, unter denen er dichtete, ein individuell entwickeltes, psychologisch-widerspruchsloses Lebensbild des Dichters zu entwerfen. Nur muss man sich die obwaltenden Schwierigkeiten stets vor Augen halten und vor übereilten Schlussfolgerungen auf der Hut sein.

6. Der Grund von der oben erwähnten verschiedenen Würdigung Martials liegt hauptsächlich in der verschiedenen Beurtheilung der panegyrischen und bettelnden Epigramme in Bezug auf ihren ethischen Wert

---

[1]) Lessing a. a. O. S. 497.

[2]) Ich verweise bloss auf die bekannteren Bearbeitungen der römischen Literatur (Teuffel-Schwabe, Bernhardy, Bähr) und Geschichte (Peter, H. Schiller, Mommsen, Beulè, Duruy-Hertzberg).

[3]) So namentlich W. Gilbert, E. Hübner; in voller Uebereinstimmung damit die neueste englische Auswahl (mit Einleitung) v. Sellar.

oder Unwert. Je nachdem man nämlich in diesen panegyrischen Ergüssen blosse Schmeichelei erblickt oder eigentlichen Servilismus, wird auch der Charakter des Dichters in ganz verschiedenem Lichte erscheinen.

Um im Folgenden Missverständnissen vorzubeugen und grössere Klarheit zu erzielen, sollen gleich hier noch kurz die zwei Begriffe erläutert werden, welche im gewöhnlichen Leben in der Regel nicht strenge geschieden werden. Der Begriff des Schmeichelns involviert nicht nothwendig moralische Verwerflichkeit. Unter Schmeicheln verstehen wir gewöhnlich die äussere Kundgebung des Gefallens, die mit der innern Ueberzeugung nicht übereinstimmt. Das gespendete Lob kann wahr, es kann zwar wahr, aber übertrieben sein; es kann aus Täuschung oder aus einem guten Beweggrunde hervorgehen. Man kann z. B. Lob spenden, um einen Schwachen zum Guten aufzumuntern, einen Niedergeschlagenen zu trösten, einen Bösgesinnten vom Schlechten zurückzuhalten u. dgl. m. Dies alles ist in dem Sinne Schmeichelei, als es der Wahrheit, der Ueberzeugung nicht entspricht, somit Verstellung ist; es ist ein „sich gefällig erweisen“, ein Streben nach Einfluss und Gunst. Und doch ist es nichts weniger als eine moralisch verwerfliche Handlungsweise, aus dem einfachen Grunde, weil in allen diesen Fällen der Handlung (die selbstverständlich an und für sich nicht moralisch schlecht sein darf) eine gute Absicht zugrunde liegt. Geht hingegen diese Handlungsweise auf ein verwerfliches Motiv zurück, sei es nun niedriger Eigennutz und Selbstsucht oder was immer, so ist sie Schmeichelei im schlechten Sinne, und um so verächtlicher und verwerflicher, je niedriger und unentschuldbarer eben dieses selbstsüchtige Motiv ist. Einen sehr hohen Grad von Schmeichelei, das Preisgeben seines eigenen Ich, jeder besseren Ueberzeugung, und zwar aus Eigennutz, um Ehre, Ansehen, Reichthum und ähnliche Güter zu erwerben, nennt man gerne Servilismus. Der Heuchler sucht durch Verstellung Beifall und Achtung für sich selbst zu gewinnen.

Daraus ergibt sich nun von selbst, dass es auch für Dichter nichts Unmoralisches involviere, wenn sie aus edlen, entschuldigenden Beweggründen ihre Gönner und andere Personen durch ihre Poesie loben und verherrlichen, wenn es nur nicht auf Kosten der Wahrheit oder aus Eigennutz geschieht. Ob und in wiefern Martial hierin die Grenze des Erlaubten überschritten, zu untersuchen, wird demnach unsere Hauptaufgabe sein. Es soll daher der Versuch gemacht werden, die Gesichtspunkte klarzulegen, welche nach unserer Meinung massgebend sein müssen, um Martials Charakter hinsichtlich seiner Schmeicheleien und Betteleien richtig beurtheilen zu können. Die Lösung der Frage — falls sie überhaupt irgendwie gelingen sollte — wird ohne Zweifel nicht bloss für Martial, sondern auch für manche andere Dichter und Schriftsteller, die gleichzeitig mit ihm oder unter gleichen Verhältnissen gelebt und ge-

schrieben haben, von Interesse sein und über manche Punkte in der römischen Literatur mehr Licht verbreiten.

In den Vordergrund treten die Epigramme auf die Kaiser, vor allem auf Domitian; daran schliessen sich zunächst die Epigramme auf die Hofcreaturen, dann die auf seine Gönner und Freunde überhaupt.

I.

7. Es ist eine unleugbare Thatsache, dass das Gedeihen der geistigen, namentlich der dichterischen Thätigkeit eines Volkes wesentlich bedingt ist von den socialen und politischen Verhältnissen, vom Grade der individuellen Freiheit und vom materiellen Wohlstand. Bei einem zur Sclaverei herabgedrückten oder unter socialem Elende seufzenden Volke kann die Poesie sich nicht zur Blüte entfalten. Freiheit, Ordnung und Gerechtigkeit wecken frisch aufathmendes Geistesleben und erzeugen dichterische Schöpfungskraft. Die Poesie wird zum Sprachwerkzeug, zur Verkünderin des Lobes und Ruhmes der Nation, des Vaterlandes oder des Vertreters desselben. So äussert sich in einem grossen Theile der poetischen Producte aller Völker und Zeiten Dank und Liebe, Anerkennung und Hingebung gegen Vaterland und Gemeinwohl oder gegen verdiente Einzelpersonen. Darin liegt weder etwas Auffallendes noch Ungerechtfertigtes, die Poesie Entwürdigendes, sondern vielmehr ein Theil ihrer hohen Aufgabe. Dies ist aber auch der Ursprung der sogenannten Hofpoesie. In der That bezeugt die Geschichte, dass sich überall, wo die staatlichen und culturellen Verhältnisse darnach angethan waren, die Hofpoesie mehr oder weniger geltend gemacht hat. Solange die Grenzen der Wahrheit nicht überschritten werden, und das ideale Ziel der echten Poesie nicht niederen Zwecken geopfert wird, so lange hat der Dichter das Recht, durch seine poetischen Erzeugnisse nicht bloss ganze Nationen, sondern auch einzelne Persönlichkeiten zu feiern und zu verewigen. Freilich lehrt die Erfahrung, dass diese gezogenen Schranken nur zu leicht und zu oft überschritten werden, zumal da nicht selten auch ein äusserer Druck in dieser Richtung einwirkt.

8. Der Einfluss der Poesie auf die Entwicklung und Bildung, auf die Anschauung und Geschmacksrichtung eines Volkes ist nämlich zu gross, als dass ein einsichtsvoller Herrscher dagegen gleichgültig sein könnte. Dies entgieng — und damit kommen wir unserm Gegenstand näher — der Klugheit und dem Scharfsinn des Kaisers Augustus nicht, und ihm musste bei der gänzlichen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Roms die Gewinnung der Poesie für seine Zwecke doppelt angelegen sein. So sehen wir, dass selbst ein Horaz trotz seiner anfänglichen Kälte und Zurückhaltung auf die Länge dem Willen des Staatsoberhauptes nicht zu widerstehen vermochte, ja schliesslich soweit gieng, dass ihm von vielen

Gelehrten der Vorwurf der Schmeichelei gemacht wurde und noch heute ihn nicht alle davon freisprechen wollen. Selbst Bernhardy, der weit entfernt ist, Horaz dieser Schwäche zu zeihen, gesteht zu, dass die Augusteische Dichtung fortwährend den Eindruck schmeichelnder Hofpoesie mache[1]). Wie weit dann schon Ovid und Properz giengen, darauf sei vorläufig nur hingewiesen.

Das Beispiel war nun gegeben und wenn auch grösstentheils sich in erlaubten Grenzen haltend, doch für die Epigonen verhängnisvoll; denn der Schritt ins Unerlaubte war für schwache Geister unvermeidlich. Die Dichtkunst musste in nicht zu ferner Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes in den Hofdienst treten. Unter dem Drucke Domitians war willenlose Verherrlichung oder gänzliches Verstummen geboten. Zwar war weder Martial noch Statius in dem Sinne Hofdichter, dass sie vom Kaiser honoriert wurden, wie etwa die deutschen Minnesänger oder die eigentlichen Hofpoeten und Hoftheaterdichter, sondern ihre panegyrischen Producte entstanden unter dem Drucke der Nothwendigkeit, der auf allen, welche in Rom irgend einen Namen hatten, lastete. Es scheint mir nicht denkbar, dass ein Dichter wie Martial unter den gegebenen Verhältnissen die Person des Kaisers aus dem Stoffgebiete seiner Epigramme ausschliessen konnte; die ganze äussere Situation und Lebenslage des Dichters musste nothwendig dahin führen, den Kaiser und alles, was auf ihn Bezug hatte, dem Stoffe einzuverleiben, ja sogar zum Mittelpunkte zu machen. Martials Epigramme behandeln das ganze damalige sociale und politische Leben und Treiben der römischen Welt mit allen seinen grossen und kleinen Erscheinungen; der Pulsschlag aber, das leitende Princip in diesem Leben, gieng von der kaiserlichen Burg in Rom aus. Will der Dichter uns also die einzelnen Erscheinungen vorführen, so muss er auch zum vollen Verständnis, um das ganze Bild vor uns aufzurollen, den obersten Lenker des Staatsschiffes in jener Auffassung zeigen, welche damals gang und gäbe war. Und dies konnte wieder nur in der vom Fürsten gewünschten Art und Weise geschehen; doch soll auf dies letztere vorläufig nicht reflectiert werden.

Von diesem Gesichtspunkte allein aus erklären sich viele Anspielungen auf kaiserliche Erlässe, Bauten, Thaten u. s. w. und die Entstehung mancher Epigramme, darunter nach meinem Dafürhalten auch solcher, bei denen man eine Schmeichelei constatieren wollte, indem man einfach von der Voraussetzung ausgieng, Martial habe es bei jeder Gelegenheit auf dergleichen Complimente gegen Domitian abgesehen. Zu einer solchen Annahme sind wir aber solange nicht berechtigt, als uns nicht positive Anhaltspunkte dazu nöthigen oder andere plausible Erklärungen zur Hand sind.

---

[1]) Bernhardy a. a. O. I,[3] 252 f.

9. Diese Auseinandersetzung wird noch mehr einleuchten, wenn wir einen andern Umstand erwägen, welcher damit in engem Zusammenhange steht.

Das Epigramm ist eine Dichtungsgattung, die recht eigentlich ihrer Natur nach alles, was der Mensch mit seinen Sinnen wahrnimmt, behandeln kann. Damit soll natürlich nicht ein Präjudiz über das Aesthetische dieses Gesichtspunktes gefällt sein, sondern nur die Auffassung der Dichtungsart gekennzeichnet werden, wie sie damals bei den Römern vorherrschend war und welcher auch Martial in seiner Praxis im allgemeinen huldigte. Das Epigramm war damals das Tummelfeld einer Unzahl von Dilettanten, ja fast aller gebildeten Römer, welche ihre Mussestunden mit poetischen Tändeleien am besten verwendet glaubten [1]). Schon der ursprünglichen Bestimmung nach verfolgt das Epigramm als Aufschrift eine panegyrische Richtung. Die Römer kehrten jedoch bald, als die äusseren Zeitverhältnisse dazu einluden, die entgegengesetzte Richtung hervor und gebrauchten es ebenso häufig zur Geisselung der Laster und Thorheiten, wie zum Preise grosser Männer und deren Thaten [2]). Ja es erhielt bald eine noch viel ausgedehntere Verwendung. Saturnaliengeschenke begleitete man oft mit solchen Gedichtlein; Geburtsfeste und viele andere freudige Ereignisse in vornehmeren Familien brachten von befreundeten Dichtern und noch häufiger Dichterlingen Glückwünsche und Dankgebete an die Götter in poetischem Gewande. Diese Sitte wurde immer allgemeiner und schuf eine dieser Zeit specifisch eigene Dichtungsgattung, die Gelegenheitspoesie [3]). Gönner und Freunde, Mächtige und Reiche wurden von ihren Dichtern freiwillig oder auf Bestellung mit einer Unzahl solcher poetischen Expectorationen überschüttet. Nichts war zu gering, um auf diesem Wege aller Welt bekannt zu werden. Missbrauch und lächerliche Uebertreibung führten bald zu den abgeschmacktesten Erzeugnissen dieser Art von Poesie. Wer nur irgend wie für fähig gelten konnte, musste es als unabweisbare Pflicht ansehen, seine Gönner und Freunde mit solchen Geschenken zu beehren. Dass bald das Streben nach gegenseitiger Ueberbietung in Lobhudeleien besonders vonseite der zahlreichen Clienten sich geltend machte, war die natürliche Folge. Ebenso leicht erklärt sich die Erscheinung, dass die Zahl jener Dichter, die das Lob des Staatsoberhauptes unermüdlich sangen und sich gegenseitig in ihren Schmeicheleien zu überbieten suchten, immer grösser wurde, und dass dadurch alle jene, welche

---

[1]) Vgl. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, (5. Aufl.) III, S. 406; Plin. Epist. IV, 14.; VIII, 9, 8 ff.

[2]) Vgl. G. Gerber, Die Sprache als Kunst, Bromberg 1871—73, II, 2, 184 ff. und Lessing, a. a. O. 494 ff.

[3]) Vgl. Friedländer, S. G. III, 398; 411 f.

diese Bahn nicht betreten wollten, bei dem bekannten Argwohne Domitians in nicht geringe Gefahr versetzt wurden [1]).

Wie hätte Martial unter diesen Voraussetzungen den Kaiser todtschweigen können, da seine Dichtungen fast durchgehends dieser Gelegenheitspoesie angehören? Man denke noch dazu an die fortwährenden Angriffe und Denunciationen seiner Neider, welche ihn sicher in Domitians Verdacht und Ungnade gestürzt hätten, wenn er ostentativ sich ferne gehalten. Daran kann also ein Zweifel nicht obwalten, dass Martial, nachdem er einmal den Boden dieser Dichtungsgattung zu einer bessern Zeit betreten, bei der herrschenden Schmeichelsucht gezwungen war, dem gefürchteten Herrscher seine Aufmerksamkeit zu schenken und seine Ergebenheit und Huldigung offen zu bekennen, ferner, dass er nicht aus Schmeichelei oder Lohndienerei das Epigramm auf diesem gefährlichen Gebiete zu pflegen unternahm. Wenn er später wirklich zu weit gegangen ist, so folgt daraus noch keineswegs, dass ihn schon bei der Stoffwahl oder, wenn man lieber will, bei der Wahl der Dichtungsart eine niedrige Gesinnung geleitet habe.

10. Aber noch eine Erscheinung, die eigentlich eine Folge des oben berührten Umstandes ist, muss berücksichtigt werden, dass nämlich die kurz gekennzeichnete Gelegenheitspoesie jener Zeit ein Ersatz für die Journalistik war [2]). Und gerade dieser Umstand scheint mir bei einer grossen Anzahl von Epigrammen Martials im Auge behalten werden zu müssen, um sie richtig zu beurtheilen. Bei vielen ist es ganz klar, dass sie vom Standpunkt der Neuheit, zum Zwecke der Bekanntmachung geschrieben sind, ohne dass an Schmeichelei zu denken wäre. Alles, was irgend ein Interesse bot oder sich interessant gestalten liess, griff der oft um Stoff und Anregung verlegene Dichter auf, um es in möglichst gefälliger Copie dem Publicum zu reproducieren oder in originellen Vergleichen, überraschenden Antithesen, witzigen Spielereien nach eigenem Geschmacke zu deuten [3]). Allerdings haben gewiss sehr oft andere Motive mitgewirkt oder den Ausschlag gegeben und die verschiedenartigsten Situationen auch ihre besonderen Zwecke mit sich gebracht; doch ändert das an der angeführten Thatsache nichts und sie reicht gegebenen Falls vollkommen hin, die Entstehung eines Epigrammes genügend zu motivieren.

11. Auf Grund dieser Gesichtspunkte stellen wir bei folgenden Epigrammen und Einzelstellen jede niedrige Gesinnung des Dichters in Abrede: I, 78, 10 (Auf einen Festus, Freund des Kaisers [4]); II, 59: Mica vocor:

---

[1]) Friedländer S. G. III, 403 f.; Einleit. z. Ausg. S. 9 f.

[2]) Vgl. Friedländer S. G. III, 400 f.

[3]) Vgl. Bernhardy, Röm. Lit. II, 568 f.

[4]) Text etc. wird stets nach Friedländers Ausgabe gegeben. Dessen Commentar ist einfach mit „Friedl.“ citiert.

quid sim cernis, cenatio parva .... Grundgedanke: die Erinnerung an den Tod ist eine Aufforderung zu fröhlichem Lebensgenusse, ein Gedanke, der bei Martial oft wiederkehrt. Vgl. dazu Imhof [1]) und Friedländer z. St. —; II, 60, 4; III, 47, 4: Et qua pusilli fervet Herculis fanum .... Die Commentatoren erklären mit Hinweisung auf die Parallelstellen IX, 64, 65 und 101 pusilli Herculis als Gegensatz zu maior Hercules, nämlich zur Statue Domitians; jedoch ist pusilli Herculis hier offenbar nichts anderes als eine allgemein bekannte Ortsbezeichnung; übrigens ist der Vergleich mit Stellen aus einem zeitlich viel späteren Buche sehr gewagt, und es ist die Erwähnung des Herculestempels hier so nahe gelegen, dass an eine beabsichtigte Schmeichelei nicht zu denken ist; sonst hätte der Dichter ja den Tempel Domitians selbst an Stelle dieses anführen können.

IV, 11. Die Annahme Friedländers, dass das Gedicht unter dem ersten Eindruck der Nachricht vom Aufstande des Antonius Saturninus entstanden sei, scheint mir nicht so sicher; der ganze Ton des Gedichtes, der Gebrauch der Tempora (gaudes und pudet kommt wegen dum nicht in Betracht), sowie der Hinweis auf des M. Antonius Schicksal scheint die Entscheidung des Kampfes vorauszusetzen. Doch, worauf es hier ankommt, das ist gewiss, dass das schöne Epigramm jedes Hinweises auf den Kaiser entbehrt, so nahe dies hier gelegen gewesen wäre. Der Dichter spricht die Gefühle eines Patrioten rein objectiv aus.

IV, 28, 5: Et centum dominos novae monetae ... (eine Rarität).

IV, 53, 1—2 (vgl. Friedl. z. St.).

IV, 64, 30: Aut (facti modo divitis) Molorchi (die Stelle bisher so gut wie unerklärt [2]).

V, 10, 6: Sic laudant Catuli vilia templa senes.; vilia im Gegensatz zu dem später von Domitian prachtvoll wiedererbauten Capitolinischen Tempel.

V, 41, 4: Theatra loqueris et gradus et edicta.

V, 63, 5—6: ... faciat tibi sic bene Caesar, Sic Capitolinus Juppiter.

VI, 7, 1—2: Julia lex populis ...; ebenso VI, 22 und 33.

VI, 45, 2: Permissa est nobis non nisi casta Venus.

VI, 34, 5—6: Quaeque sonant pleno vocesque manusque theatro.
Cum populus subiti Caesaris ora videt.

Martial zeigt eine besondere Vorliebe, Allbekanntes, im praktischen Leben

---

[1]) Imhof A., Titus Flavius Domitianus, Halle 1857, S. 86.

[2]) Dass Domitian neben dem Herculestempel dem Molorchus einen kleineren erbaut habe, ist ganz unverbürgt. Vielleicht ist die Stelle in Zusammenhang zu bringen mit der Sitte der Soldaten, nach dem Kriege dem Hercules-Victor Geschenke darzubringen. Molorchus stünde dann für Hercules mit Anspielung auf den Chattenkrieg. Vgl. Iw. Müllers Handb. d. class. Alterth. III, Topogr. Roms S. 847 und Preller-Plew, Röm. Mytholog. II, S. 285 ff.

Vorkommendes zu Vergleichen zu verwenden. Übrigens war die hier erwähnte Sitte, den Kaiser durch Händeklatschen zu begrüssen, nicht neu, und ora ist gewiss nicht prägnant („schönes Antlitz") zu fassen.

VI, 46: Vapulat adsidue veneti quadriga flagello
Nec currit: magnam rem, Catiane facit.

Die grüne Circuspartei hatte damals die grössere Anhängerzahl, wie die Verse Juvenals darthun (Sat. XI, 197—199):

Totam hodie Romam circus capit et fragor aurem
Percutit, eventum viridis quo colligo panni,
Nam si deficeret, maestam attonitamque videres ....

Martial gibt in seinen Gedichten sehr oft die Meinung der Volksmasse; er spricht z. B. dem Kaiser den Dank des Volkes aus für empfangene Wohlthaten u. s. w. Diese Auffassung wird bestätigt durch

XI, 33: Saepius ad palmam prasinus post fata Neronis
Pervenit ...., mag man das Gedicht auf Nero oder Domitian beziehen. Zu keinem gegentheiligen Schlusse berechtigt

XIV, 55: Proficies nihil, caedas licet usque flagello,
Si tibi purpureo de grege currit equus.

VI, 64, 14—15: Ipse etiam tanto dominus sub pondere rerum
Non dedignatur bis terque revolvere Caesar.

Der Dichter spricht in seinem eigenen Interesse (Über dominus später).

VI, 80 und XIII, 127; beide über pästanische, im Winter blühende Rosen [1]).

VI, 91: Sancta ducis summi prohibet censura vetatque ....

VII, 80, 1—2: Quatenus Odrysios iam pax Romana triones
Temperat et tetricae conticuere tubae ....
11: At tibi captivo famulus mittetur ab Histro.

Eine Bezugnahme auf Domitian liegt zu ferne, die Erwähnung des Friedens ist hinlänglich motiviert; dasselbe gilt von

VII, 84, 3—4: I, liber, ad Geticam Peucen Histrumque iacentem;
Haec loca perdomitis gentibus ille tenet.

Wenn auch die schlimme Wirklichkeit mit diesen Worten in Contrast steht, so folgt daraus noch nicht Schmeichelei gegen den damaligen Heerführer. Das Nationalgefühl jedes ehrlichen Römers musste gegenüber den zeitweiligen Misserfolgen der römischen Waffen gebieten, mit der Wahrheit zurückzuhalten.

VIII, 44, 7: Aedemque Martis et Colosson Augusti. Eine sehr besuchte Stätte [2]).

---

[1]) Vgl. darüber Friedl. S. G. III, 99.

[2]) Vgl. Stat. Silv. I, 1, 1 ssq.; Friedländ. S. G. III, 211; Stange, Pap. Statii carminum, quae ad imperatorem Domitianum spectant, interpretatio, Prog. Dresd. 1887, p. 5 ssq.

IX, 35, 4—5: Rhenanam numeras Sarmaticamque manum,
Verba ducis Daci chartis mandata resignas.
9—10: (Scis) — Cujus Juleae capiti nascantur olivae,
Destinet aetherius, cui sua serta pater.

Offenbar dem Tagesgespräche entnommen.

IX, 68, 7—8: Mitior in magno clamor furit amphitheatro,
Vincenti parmae cum sua turba favet.

Der Vergleich ist nur passend bei der Annahme, dass die Partei der Grossschildner die Sympathie des grossen Haufens genossen; dann aber gilt dasselbe, was zu VI, 46 bezüglich der grünen Circuspartei geltend gemacht wurde. Vgl. XIV, 213 und XIII, 78.

IX, 97, 5—6: Rumpitur invidia, tribuit quod Caesar uterque
Jus mihi natorum, rumpitur invidia.

Desselben Inhaltes III, 95.

Ferner zählen hieher: XIII, 109; XIV, 1, 2; XIV, 4; XIV, 34; XIV, 201; XIII, 91. Schliesslich darf die Erwähnung der Albana comissatio als eines üppigen Gastmahles in dem nach Domitians Tod verfassten Epigramm XII, 48, 11 nicht als Hieb auf den todten Kaiser gefasst werden, da diesem Schwelgerei nicht nachgewiesen werden kann [1]).

II.

12. Von den gleichen Gesichtspunkten aus sind ferner eine grosse Anzahl Epigramme, zunächst die auf die Schauspiele zu beurtheilen. Ehe wir jedoch dazu übergehen, müssen wir zwei wichtige Fragen allgemeiner Art eingehender behandeln, die für unsere Untersuchung von wesentlicher Bedeutung sind, nämlich erstens die Frage über das Verhältnis Martials zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen im Gebrauche sowohl der officiellen als auch nicht officiellen Titel dem Kaiser gegenüber, und zweitens die Frage über die Kriegserfolge Domitians an der Nordgrenze des römischen Reiches.

In Rom trat die Schmeichelsucht, oft unter officieller Maske, durch immer höher und höher geschraubte Titel und Beiwörter gegenüber den Machthabern, besonders den Kaisern, von Jahrhundert zu Jahrhundert offener zutage. Senat und Volk wetteiferten darin und gaben in Reden und Acclamationen, in Schriften und Bildsäulen u. s. w. ihrer Selbsterniedrigung offenen Ausdruck [2]). Dadurch und durch die Schwülstigkeit und das Phrasengeklingel der gleichzeitig herrschenden Rhetorik verloren die Worte an ihrem positiven Gehalt, den man durch Schraubung und Häufung zu ersetzen suchte. Dies zeigt uns ein flüchtiger Blick auf die

---

[1]) Vgl. Imhof a. a. O. S. 128.; Plinius panegyr. 49.

[2]) Vgl. Friedl. S. G. III, 206 ff.; 512 f.

literarischen, namentlich dichterischen Erzeugnisse. Schon die Augusteischen Dichter giengen in diesem Punkte soweit, dass unsere mehr nüchterne Phantasie ihnen nicht zu folgen vermag. Noch weiter giengen ihre Epigonen, zumal da der Wille und Geschmack des jeweiligen Herrschers hierin immer von wesentlicher Beeinflussung blieb [1]). Dabei muss aber der Umstand in Rechnung gezogen werden, dass, wenn auch das dynastische Gefühl in den Herzen der Römer keine tieferen Wurzeln schlagen konnte, gleichwohl die Sympathien für die Republik zur Zeit Domitians schon bedeutend zurückgetreten waren und eine andere Anschauung von der Monarchie platzgegriffen hatte. Daraus ergibt sich aber auch, dass das Titulaturen-Unwesen gegenüber dem Kaiser Augustus viel schärfer zu beurtheilen ist, als das gegenüber den späteren Herrschern.

13. Wenn wir nun zunächst bei den officiellen Titeln verweilen, so wird eine möglichst gedrängte Zusammenstellung und Vergleichung darthun, dass Martial im allgemeinen bei der herrschenden Sitte verblieben ist und dass persönliche Schmeichelei nicht anders zutage tritt, als bei seinen Zeitgenossen und Vorgängern.

Schoener [2]) unterscheidet drei Perioden in der Anrede an die Kaiser. Im I. Jahrhundert lautet sie regelmässig Caesar, Imperator, Augustus; im zweiten erhalten diese Titel verstärkende Adjective; in der III. Periode zeigt sich übergrosse Häufung und Steigerung durch Ausdrücke der Unbesiegbarkeit u. s. w., welche von der Wirklichkeit grell abstechen.

Imperator gebraucht Martial nur V, 49, 9 und zwar nackt, Pap. Statius dagegeu sacratissimo imperatore (Silv. II. und III. praef.) und numine maximi imperatoris (Silv. IV. praef.). Plinius iun. spricht Trajan nur mit indulgentissime, Auguste u. s. w. imperator an.

Den Titel Augustus gebraucht Martial im Verhältnis zu den zeitgenössischen Schriftstellern zwar nicht selten (etwa 9 mal), doch sicherlich nicht, weil ihm das Wort schmeichelhafter schien, sondern beeinflusst von Ovid und wohl auch zur Abwechselung mit dem Titel Caesar, der über 40 mal sich findet und zwar mit und ohne Epitheton, ebenfalls nach dem Beispiele Ovids.

Auch den Titel princeps haben schon die Augusteischen Dichter (Horaz) in derselben Weise verwendet, wie später Martial (vgl. principum princeps VI, 4, 1 etc.).

Officiell wurde ohne Zweifel unter Domitian der Titel Germanicus [3]). Martial und Statius zeigen eine Vorliebe für denselben, nicht nur weil er

[1]) Vgl. Schoener, Über die Titulaturen der römischen Kaiser, Acta Semin. Erlangens. von Iw. Müller und E. Wölfflin II, p. 465.

[2]) Vgl. Schoener a. a. O. p. 449 ssq.

[3]) Vgl. Imhof a. a. O. S. 50.

für Domitian schmeichelhaft genug war, sondern auch des Versmasses wegen an Stelle von Domitianus.

Zu den nur zeitweise officiell gebotenen Titeln gehörte auch dominus, unter Domitian sogar dominus deusque; beide Titulaturen waren den römischen Bürgern verhasst. Erst Caligula acceptierte ersteren, nach ihm kein Kaiser bis auf Domitian. Auch Martial ist damit sehr sparsam, indem er denselben nur in der praefatio des dem Kaiser gewidmeten VIII. Buches in der Anrede anwendet, sonst aber immer in der dritten Person. Die Bezeichnung dominus deusque in V, 8, 1 und VII, 34, 8 ist nicht bloss in der dritten Person ausgesprochen, wie auch Friedländer und Schoener [1]) betonen, sondern ist bezeichnend genug einem Heuchler und Delator, der andere durch Verleumdung zu verderben sucht und dessen übertriebene Schmeichelei gebrandmarkt wird, in den Mund gelegt. Martial scheint in dieser Bezeichnung eine ekelhafte Selbstüberhebung eines Menschen erblickt zu haben, während er sich das einfache dominus gefallen liess, das seine ursprüngliche Gehässigkeit wohl schon abgestreift hatte. Dafür spricht auch X, 72, 3: Dicturus dominum deumque non sum, welche Worte gewiss nicht dem Dichter allein gelten (vgl. den Schluss des Epigramms). Gegen dieses Argument scheint eine Stelle des VIII. Buches (VIII, 2, 6: Terrarum domino deoque rerum Promisit ...) zu sprechen. Jedoch war der Zusatz terrarum zu dominus in den Augen der Römer eher mildernd als steigernd und die ganze Wortfügung (terrarum-rerum-domino-deoque) verräth etwas Spielendes, Gekünsteltes.

Auch Statius verweigerte dem kaiserlichen Gönner den Titel dominus nicht. Beispielsweise sei nur auf Silv. V, 1, 42; V, 1, 74; V, 1, 112; V, 1, 261 hingewiesen. Deus findet sich Silv. I, 1, 62; IV, 3, 128; V, 1, 37; V, 2, 170.

Aus dem Ganzen ergibt sich, dass Martial im allgemeinen die Titel mit officiellem Charakter gewahrt habe. Selbst bezüglich der Bezeichnung dominus und deus ist dies wahrscheinlich, und Dau's [2]) Beweis gilt mir völlig stichhältig, dass nämlich Martial nur den Domitian, nicht auch den Titus einen Gott habe nennen können. Es blieb bei diesem Titel immer der Wille des Herrschers die Directive. Plinius iun. z. B. macht in den bittersten Ausdrücken seinem Unwillen Luft über die Bezeichnung dominus unter Domitian, bevorzugt aber in späteren Tagen selbst die Ansprache domine an Trajan (wenn auch nicht officiell) [3]).

---

1) Schoener, a. a. O. S. 476.

2) A. Dau, De M. Valerii Martialis Libellorum ratione temporibusque I. Rostochii 1887, p. 16 ssq.

3) Bezüglich des Wortes maiestas (in der praef. des VIII. Buches) genügt es, an Horaz zu erinnern, der (Ep. II, 1, 258) den Augustus mit maiestas ... tua anspricht.

14. Ein grösserer Spielraum blieb dem subjectiven Ermessen auf dem Gebiete der nicht officiellen Titel [1]).

Bezüglich der Benennungen des Kaisers als Kriegsobersten begnügte sich Martial wie Statius mit den von den Augusteischen Dichtern überlieferten Bezeichnungen: dux, sowohl absolut, als auch in Begleitung eines Epithetons, z. B. sanctus (Mart. IV, 2, 4), summus (VI, 76, 2), oder summe ducum (VI, 83, 2); ähnlich Statius: magnus, Latius, dux hominum, etc. Ebenso erscheint bei beiden invictus (Mart. VII, 6, 8; IX, 1, 10; Statius Silv. IV, 7, 49). Hieher gehört auch als gleichwertig, Mart. IX, 6, 1: summe Rheni domitor; VIII, 52, 2: ducum victor, wie des Statius ductor placidissime (Silv. III, 3, 167). Zum Vergleiche und zum Beweise, dass derlei Titel schon längst in der Literatur geläufig waren und nicht auf beabsichtigte Schmeichelei unserer Dichter zurückzuführen sind, verweise ich beispielshalber auf Stellen, wie Horat. Sat. I, 1, 11: Caesaris invicti res; Ovid, Trist. V, 1, 41 und Pont. III, 4, 111 und andere.

Dies letztere lässt sich auch geltend machen von der Bezeichnung des Kaisers als pater patriae und ihren zahlreichen Variationen. Bei Ovid findet sie sich häufig nebst vielen gleichwertigen, z. B. genitor patriae, o patriae cura salusque tua, oder bei Horaz: optime Romulae Custos gentis, custos rerum u. dgl. Diesen entsprechend gebraucht Martial: Ausonius pater (IX, 8, 6), parens orbis (VII, 7, 5; IX, 6, 1), o rerum felix tutela (V, 1, 7), rerum salus (II, 91, 1), rerum prima salus (VIII, 66, 6). Aehnlich Statius: magne parens mundi (Silv. IV, 1, 17), Romanus pater (IV, 3, 108), Ausoniae pater augustissimus urbis (IV, 8, 20) u. dgl. mehr.

Diese und ähnliche Anreden, welche zuerst Kaiser Augustus von seinen dankbaren und wohl auch Weihrauch streuenden Unterthanen geerntet hatte, wurden bald auf die Nachfolger übertragen ohne Rücksicht auf persönliches Verdienst. Namentlich lässt sich dies von dem Ehrentitel pater patriae behaupten, der stehend wurde. Nur im beschränkten Sinne jedoch gilt es von jenen Ausdrücken, welche die moralische Seite des Herrschers betreffen, weil hierin das Charakteristische des einzelnen nie ganz in den Hintergrund gedrängt werden konnte. Manchmal ist die Wahl des Adjectivs vom Zusammenhang der Stelle bedingt z. B. Mart. IX, 6, 2: pudicus, welches in Rücksicht auf das Folgende gesetzt ist; denn im Hinblick auf die Erneuerung und Einschärfung der Sittengesetze konnte Domitian allerdings von einem Dichter pudicus genannt werden; sonst findet sich aber meines Wissens bei Martial auch wirklich keine Stelle, welche die persönliche Reinheit des Kaisers wahrheitswidrig anpriese. Auf dieselbe Weise lässt sich das Epitheton placidus an Stellen rechtfertigen, wo es als

[1]) Vgl. Fincke, De appellationibus Caesarum honorificis et adulatoriis, Regimont. 1867, wo die Nachweise zu finden sind.

stehendes Epitheton ornans zu Censor tritt, z. B. VI, 10, 6 (placido ore); V, 6, 10 (placido suoque vultu).

Im übrigen vermeidet Martial alle Anspielungen und Lobpreisungen der Charaktereigenschaften Domitians, wie mir scheint, nicht unabsichtlich, während er nicht müde wird, die clementia Nervas und das Feldherrntalent Trajans zu feiern. Dagegen ist Statius diesbezüglich weniger zurückhaltend; wir lesen bei ihm z. B. indulgentissimus (Silv. I, praef.), placidissimus (Silv. III, 3, 167); Quintilian scheut sich nicht zu sagen: sanctissimus (Instit. orat. IV, Prooem. 3).

Auf ähnliche Lobpreisungen des Augustus vonseite der Augusteischen Dichter soll hier wegen des zu grossen Abstandes der Charaktere beider Herrscher nicht verwiesen werden. Dagegen darf nicht verschwiegen werden, dass selbst ein Charakter wie Nero Lob ernten konnte. Man vgl. Seneca Nat. Quaest. VI, 8, 3.

Wie die bisher besprochenen Titel, sind auch zu beurtheilen: princeps, praeses, rector, terrarum dominus, wobei man auf Grund der zahlreichen Reminiscenzen an Ovid mit Recht Ovidischen Einfluss constatieren darf [1]).

15. Einer eingehenderen Behandlung bedürfen jene Bezeichnungen, welche dem Kaiser Götterähnlichkeit oder Göttergleichheit vindicieren.

Die ersten Ansätze für die abnorme Erscheinung, hervorragenden Persönlichkeiten göttliche Eigenschaften beizulegen, reichen bis in die Zeiten der Republik zurück und sind hauptsächlich auf orientalischen Einfluss zurückzuführen [2]). Bewusste und unbewusste Adulation war im Orient wie im Occident in erster Linie das treibende Moment für die Entwicklung und Weiterbildung. Schon Cicero schmeichelt Caesar mit den Worten: simillimum deo (sc. Caesarem) (Cic. Or. pr. Marc. III, 8). Mit der Gründung des Principats öffneten sich der Schmeichelei allmählich Thür und Thor, und wenn auch die ersten Herrscher, namentlich Tiberius und Octavian, (aus politischen Gründen) der Strömung Einhalt geboten, so war das doch nur eine momentane Verzögerung, keine Eindämmung der entfesselten Leidenschaft. Mit der Aufnahme des orientalischen Institutes der Apotheose war der erste Schritt zur Übertragung der göttlichen Verehrung von den „divi", den Verstorbenen, auf die Lebenden schon gethan. In der That ist von nun an die römische Literatur voll von Stellen, welche den Kaisern, Augustus nicht ausgenommen, göttliche Abstammung, göttliche Eigenschaften, Insignien u. s. w. beilegen, ja sie vollends für Götter erklären [3]). Der Servilismus spielte bekanntlich im römischen Kaiserthum von der

---

[1]) Uebrigens kommt terrarum dominus auch bei Horaz vor (Carm. I, 1, 6; vgl. damit Carm. IV, 2, 17).

[2]) Vgl. Preller, Röm. Mythol. II³, 425 ff.

[3]) Vgl. Fincke, l. c. p. 10 ssq.

Gründung bis zum Untergang desselben eine bedeutende Rolle. Schon unter Augustus nahm der Cultus des Genius des regierenden Kaisers ungeheure Dimensionen an. Es gab eine Reihe sowohl von jährlich wiederkehrenden als auch gelegentlichen Festlichkeiten zu Ehren des Herrschers. Dies alles war und wurde nicht bloss eine Forderung der Convenienz gegenüber der Majestät des Herrschers, sondern eine förmliche Pflicht, so dass der ganzen römischen Religion ein specifisch kaiserlicher Charakter aufgeprägt wurde [1]).

So finden wir es erklärlich, dass einerseits ein Despot wie Domitian durch alle Arten der göttlichen Verehrung im Senate, in Schauspielen u. s. w. sich gefeiert wissen wollte, und dass andererseits Martial und Statius ihren kaiserlichen Herrn in der Weise als Gott verherrlichten, wie ihre Dichtungen Zeugnis geben.

Als Beispiele von solchen Bezeichnungen mögen folgende genügen:

Verheissung der Unsterblichkeit: Mart. V, 65, 16: Pro meritis coelum tantis, Auguste, dederunt | Alcidae cito di, sed tibi sero dabunt.

VIII, 39, 5: Esse velis oro, serus conviva Tonantis ... — Aehnliche Stellen bei Statius Silv. I, 1, 106; IV, 2, 22; Theb. I, 22 ssq.

Vergleichung mit einzelnen Göttern, namentlich mit Hercules und Juppiter. Mart. IX, 64 und 101; IX, 20, 5; 24, 3.

Gleichstellung mit den Göttern: deus (insofern man diesen Titel nicht als officiell auffassen will) Mart. lib. spect. 17; IV, 1, 10 (Pro tanto quae sunt improba vota deo); V, 3, 6 und von da an sehr häufig. — numen (Mart. lib. spect. 30, 7 [?]); besonders beliebt bei Statius; auch Quintilian Inst. Or. IV, Prooem. 5. Statius ruft in jedem Gedicht die Gottheit des Kaisers als den Apollo Musagetes an.

aetherius pater (Mart. IX, 35, 10); maiestas (Mart. VIII, praef.).

Mars togatus (Mart. VI, 76, 1).

Juppiter (Palatinus) Tonans, Latius Tonans, sehr häufig [2]).

Entsprechende Adjectiva: sacer, caelestis, aeternus, ambrosius (Mart. IV, 8, 8 und öfter).

Göttliche Insignien legen bei:

fulmen (VI, 83, 3); nectar (IV, 8, 9; VIII, 39, 3); hieher gehört ferner der Vergleich des kaiserlichen Panzers mit der Aegis der Pallas (VII, 1 und 2).

Göttliche Ehrenbezeugung sprechen aus: Mart. lib. spect. 17, 1 (quod pius et supplex elephas te, Caesar, adorat ...). Dagegen möchte ich nicht mit Fincke (p. 43) die Worte (VIII, praef.): Omnes quidem libelli mei domine ... tibi supplicant, so scharf deuten; unzweideutiger spricht jedenfalls Statius (Silv. IV, praef.): Septimum decimum Germanici consulatum

---

[1]) Vgl. Preller a. a. O. I, 28.

[2]) Vgl. darüber A. Zingerle, Martial's Ovidstudien, Innsbruck 1877, S. 9.

adoravi; vgl. dazu V, 1, 74. Ferner Mart. VIII, 66: Augusto pia tura victimasque | Pro vestro date Silio, Camenae; IX, 93, 4: Nunc mihi dic, quis erit, cui te, Calocisse, deorum | Sex iubeo cyathos fundere? „Caesar erit“.

16. Suchen wir nun nach den Gründen für diese merkwürdige Erscheinung, welche sich in einem grossen Theile der römischen Literatur des I. Jahrhunderts n. Chr. kundgibt, so finden wir deren mehrere. Der Hauptgrund aber scheint mir in der rhetorisierenden Richtung zu liegen, welche in Ovid ihr Vorbild sah und nachahmte, welche die Kunstmittel der Rhetorenschule in die Poesie einführte und ins Unnatürliche steigerte. Gerade durch die Steigerung ins Unnatürliche und Absurde suchen die Dichter ihre Aufgabe zu lösen, nämlich mit originellen Witzen — sollten sie selbst trivial sein — und Wortwendungen Unterhaltung zu bieten [1].

So kommt es, dass gerade Martial seinen „göttlichen“ Kaiser mit Vorliebe über die Götter erhebt, derjenige Dichter, der nebst Statius und Silius Italicus der Hauptvertreter des sich hierin charakterisierenden Epigonenthumes ist. Und es ist gewiss kein Zufall, dass sich Martial und Ovid gerade in diesem Punkte so nahe berühren. Ovids gekünstelte, spielende, zum Witze hinneigende Dichtungsmanier ist eben der Punkt, worin ihm einerseits Martial am meisten ähnelt, und worin er andererseits den Charakter seiner Dichterschule bereits abgestreift hat [2]. Dabei darf man nur den Unterschied nicht aus dem Auge verlieren, dass diese Manier bei Ovid sich fast natürlich aus seiner Meisterschaft in der Verskunst ergab und der äusseren Form sogar den Stempel der Vollendung aufdrückte, bei seinen Nachahmern aber oft in Künstelei und Spitzfindigkeit ausartete. Es ist also klar, dass die häufigen Vergleiche des Kaisers mit den Göttern bei Martial und andern Dichtern nicht durchaus auf Rechnung der persönlichen Schmeichelsucht zu setzen sind.

Ebenso verfehlt wäre die Meinung, dass aus dem Grade des dem Kaiser beigelegten Titels der Grad der Schmeichelei ersichtlich sei. Denn die Wahl eines Wortes hängt von zu vielen Dingen ab und war namentlich in dieser wortreichen Zeit von so gleichgültiger Bedeutung, dass nur in den seltensten Fällen ein derartiger Schluss berechtigt sein kann. Man darf die Worte nicht pressen, am allerwenigsten die eines Dichters [3]. Zuweilen wird sogar das Umgekehrte der Fall sein, d. h. es wird, je mehr die Wahrscheinlichkeit des Gesagten durch Steigerung der Hyperbeln ins Groteske, Undenkbare, Bizarre oder durch Hinüberspielung ins Humoristische

[1] Vgl. Friedländer, S. G. III, 398 f.; Bernhardy, R. L. II, 568 ff.

[2] Vgl. A. Zingerle, Zu spätlatein. Dichtern, Innsbruck, 1879, II, S. 33.

[3] Vgl. Wochenschrift f. class. Philol. von Andresen, 1889 Nr. 9, S. 238 f. Daselbst zeigt Kerkhoff durch ein Beispiel aus Ruedigers Dissertation (Quibuscum viris fuerit Statio poetae usus consuetudo familiaritas, Marburg, 1887) das Unrichtige eines solchen Verfahrens.

verschwindet, die hyperbolische Redeweise auch umsomehr an Wirkung verlieren, indem der Ausdruck als solcher, das Seltsame, Witzige des plötzlichen Einfalles, kurz, indem die Pointe das Interesse des Lesers erregt, der Inhalt aber nebensächlich wird. Daher die Thatsache, dass ein derartig zugespitztes, mit mythologischen Vergleichungen und dem ganzen Rüstzeug aus des Dichters Werkstätte ausgestattetes Lobgedicht auf Domitian bei weitem nicht jenen Effect bei der römischen Leserwelt hervorgebracht haben wird, wie etwa eine panegyrische Ode des Horaz auf Augustus. Es fehlt den Gedichten Martials nur zu oft an positivem Gehalt, an der innern Wahrscheinlichkeit; sie hängen in der Luft, wie Seifenblasen, die herrlichen Farbenschimmer entfalten, aber gar bald vergehen.

17. Aber noch eine Frage wirft sich über diesen Punkt auf, nämlich die Frage, welchen Standpunkt der Dichter bei der Überhebung des Kaisers über die Götter zum damaligen Götterglauben eingenommen habe.

Seit Augustus diente die Religion hauptsächlich zur Verherrlichung des Kaisers und seiner Regierung; sie hatte keinen innern Gehalt, sondern nur äusserliche Handlungen, welche Herz und Glauben nicht berührten[1]. Es gab keine Dogmatik, und von einer positiv fixierten Götterwelt war keine Rede mehr. Die Gebildeten ergaben sich fast ausschliesslich stiller Resignation oder pantheistischen Vorstellungen, während das gemeine Volk ohne tiefere Reflexion nach fremden Culten haschte und vielfach in lächerliche Superstition versunken war. Durch den Anthropomorphismus einerseits und den Kaisercult andererseits war die Grenze zwischen Götter- und Menschenwelt total verwischt[2]. Göttlich und heilig waren gleichbedeutend und dieses beanspruchte das kaiserliche Palatium in Rom ebenso gut, wie der Olymp. Denkt man sich zu diesen traurigen religiösen Verhältnissen noch einen Despoten wie Domitian, so wird man sich weder wundern über die unglaubliche Frivolität und Religionsverachtung, mit der die Dichter des I. Jahrh. n. Chr. die altehrwürdigen Gottheiten des römischen Staates, einen Juppiter, Mars und andere von ihrem Throne herunterziehen, um einen verhassten sterblichen Tyrannen daraufzusetzen, noch auch darüber, dass selbst die Bessergesinnten und idealer angelegten Geister sich nicht frei von der Ansteckung zu bewahren imstande waren[3]. Für unsern Zweck ergibt sich klar die Folgerung, dass für die so abnorme, die Zeit specifisch charakterisierende Erscheinung die allgemein verkehrte Weltanschauung und religiös-sittliche Verkommenheit das nothwendige Substrat lieferte.

---

[1]) Vgl. Preller, R. Myth. I, 27 ff.

[2]) Vgl. Imhof a. a. O. S. 90.

[3]) Das Verhalten des Tacitus beweist nichts dagegen; denn es ist fraglich, ob er nicht von aristokratischer Indignation sich leiten liess; von andern, z. B. Plinius, nicht zu reden.

Fassen wir noch kurz das Ergebnis der Untersuchung über den Gebranch der Titel zusammen, so können wir sagen, dass Martial und seine Zeitgenossen (soweit es aus ihren Werken ersichtlich ist) im allgemeinen den Standpunkt der Augusteischen Dichter festhalten, in jenen Punkten aber, wo sie ihn überschreiten, dies zunächst nicht in der gesteigerten Schmeichelsucht des einzelnen Dichters seinen Grund habe, sondern im rhetorisierenden Gesammtcharakter der damaligen Poesie und in der ganzen sittlichen Weltanschauung.

Die darin sich kundgebende Adulation muss also — abgesehen von allem andern — an und für sich beiderseits gleich beurtheilt werden. Die Einwendung, dass der Vergleich wegen des ganz verschiedenen Charakters der beiden Herrscher (Augustus und Domitian) unberechtigt sei, ist nur zutreffend, insoweit es sich um Lobpreisung der moralischen Eigenschaften und persönlichen Vorzüge handelt [1]). Andererseits ist in Anschlag zu bringen, dass unter Augustus, zur Zeit, wo viele Titel und Prädicate für die neue Würde im Staate erst geschaffen wurden, dieselben auch ihre volle Kraft und Bedeutung hatten, während sie am Ende des I. Jahrh. vielfach schon zu abgegriffenen, leeren Formeln herabgesunken waren. Sie galten nicht mehr dem persönlichen Verdienst, sondern der Würde, der kaiserlichen Rangstellung [2]).

Inwiefern aber trotz alledem Martial Adulation gegen Domitian in diesem Punkte verrathe, sollen uns später die einzelnen Epigramme zeigen.

18. Da Domitian in einer Reihe von Epigrammen als Sieger, Kriegsheld, Triumphator u. s. w. gefeiert wird, ist die Frage, inwieweit die Voraussetzungen und Lobpreisungen dem wirklichen Sachverhalte entsprechen, von entscheidender Wichtigkeit. Zwar stehen der Lösung der Frage bedeutende Schwierigkeiten im Wege; einerseits soll alles das, was in zahlreichen Werken und Einzelschriften als historisch beglaubigtes Endresultat zu Tage gefördert wurde, in möglichster Knappheit zusammengefasst werden, andererseits stehen sich nicht selten die Ansichten der neuesten Forscher schroff gegenüber, wodurch dem Laien das Urtheil, wenn nicht unmöglich, so doch sehr erschwert wird; aber die Frage darf einmal nicht beiseite geschoben werden, wenn die weitere Untersuchung und Beurtheilung der einschlägigen Dichtungen eine feste Grundlage haben soll. Wir glauben für unsern Zweck sicher zu gehen, wenn wir uns an den Grundsatz halten, dass der Philologe seine literar-historischen Forschungen niemals auf blosse Hypothesen — und sollten sie noch so bestechend ausstaffiert sein — aufbauen dürfe.

---

[1]) Vgl. das Nr. 14 (S. 17 f.) diesbezüglich Gesagte.
[2]) Vgl. Mommsen, Röm. Staatsrecht II, 2, 737.

Schon gleich beim Chattenkrieg begegnet uns eine bedeutende Differenz in der Auffassung der Historiographen. Während nämlich die Mehrzahl [1]) vor ein paar Decennien noch so ziemlich einstimmig den Krieg gegen die Chatten als ohne dringende Veranlassung, nur aus eitlem Verlangen nach Kriegslorbeeren von Domitian unternommen und ganz erfolglos beendet darstellten, neigt die neueste Forschung fast ausnahmslos der Ansicht zu, der Krieg sei mit politisch kluger Berechnnng im günstigen Moment begonnen, in einer siegreichen Schlacht entschieden worden und habe eine Folge von grosser Bedeutung, die Grenzvorschiebung in den Rheingegenden, nach sich gezogen. In der That scheint auf Grund der neuesten Specialforschungen sicher festzustehen, dass der Krieg im Jahre 83 begonnen und mit der Demüthigung der Chatten und der dauernden Befestigung der Rheingrenze in den nächstfolgenden Jahren beendet worden sei. Ob nun die Entscheidung durch eine siegreiche Schlacht, wie Asbach [2]) und Schiller [3]) auf Frontins Bericht hin (I, 1, 8; II, 3, 23) wollen, oder ohne eigentliche Schlacht erfolgt sei, wie Zwanziger [4]) verficht, indem er die Überlieferung Suetons und Tacitus' zu rechtfertigen sucht und die Objectivität Frontins in Zweifel zieht, bleibt dahin gestellt. Auch Mommsen scheint diese vermittelnde Ansicht zu befürworten, wenn er sagt [5]): „Die Chatten, das bedeutendste Volk am Rhein, waren auch die gefährlichsten Feinde der Römer, und alle Kriege giengen seit Augustus von ihnen aus ..... In dem Feldzug, den Kaiser Domitian im Jahre 83 gegen sie unternahm, waren die Römer die angreifenden, und dieser Krieg führte zwar nicht zu glänzenden Siegen, aber wohl zu einer bedeutenden und folgenreichen Vorschiebung der römischen Grenzen [6])".

Es steht also fest, dass der Krieg nicht so unbedeutend gewesen sein kann, dass die Erfolge den römischen Namen nicht entehrten und dass die daran sich knüpfenden Festlichkeiten in Rom, die Annahme des Titels Germanicus vonseite Domitians, die Lobgedichte auf den triumphierenden Kaiser u. dgl. nicht jedes Grundes entbehrten. Diese Beurtheilung des Chattenkrieges setzt keineswegs die Annahme voraus, dass man Tacitus tendenziöse Geschichtsfälschung in die Schuhe schiebe, wenn auch Asbach

---

[1]) Ich verweise bloss auf C. Peter, Geschichte Roms, III, 2, S. 120 f. (Halle, 1869); Imhof a. a. O. S. 47—51.

[2]) Vgl. Asbach, Die Kaiser Domitian und Trajan am Rhein, Westdeutsch. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst von Hettner u. Lamprecht Jahrg. III, 1884, S. 1 ff.

[3]) Vgl. H. Schiller, Geschichte d. röm. Kaiserzeit, I, 2, 527 f.

[4]) H. K. H. Zwanziger, Der Chattenkrieg Domitians, Progr. Würzb. 1885.

[5]) Mommsen, Röm. Geschichte, V, 135.

[6]) Damit stimmen überein H. Haupt (der röm. Grenzwall in Deutschl. 1885, S. 39 ff.), Bergk (zur Geschichte u. Topogr. d. Rheinlande, 1881), Herzog (Röm. Grenzwall in Würtemberg, 1880, S. 115 ff.), Cohausen, Hertzberg, Fr. Pichlmayr (T. Flavius Domitianus, Progr. 1889. Amberg, S. 21 ff.).

und Schiller darauf hinauskommen. Wohl aber müssen die einschlägigen Lob- und Preisgedichte Martials ganz anders beurtheilt werden, als es bei der früheren Darstellung des Kriegsverlaufes möglich war.

19. Noch viel schwieriger gestaltet sich für uns die Frage über die Kriege an der Donau, den suebisch-sarmatischen und den dakischen, da die alten Quellen hierüber vielfach mangelhaft sind oder Unklares und Verworrenes bieten. Die weitere Folge davon ist eine Menge Hypothesen neuerer Geschichtsforscher, die sich direct widersprechen. Wer sich beispielsweise bei Beurtheilung der Epigramme Martials auf den Standpunkt jener Gruppe von Fachgelehrten stellt, welche, wie es scheint, es sich zur Aufgabe macht, mit den landläufigen Ansichten aufzuräumen und eine neue Aera in der Auffassung der Geschichte des römischen Kaiserreiches anzubahnen, wird das Verfahren des Dichters ganz anders beurtheilen müssen, als jener, der etwa Imhofs und C. Peters Werken folgt. Es frägt sich da offenbar, welche Darstellungsweise der geschichtlichen, objectiven Wahrheit am nächsten stehe, und es kommt nicht darauf an, welche heutzutage tonangebend sei. Insbesondere scheint eine Rechtfertigung, warum in dieser Untersuchung das schon gelegentlich erwähnte Schiller'sche Geschichtswerk und die Forschungen Asbachs über die Kriege der Flavischen Kaiser im Norden nicht zugrunde gelegt wurden, ganz am Platze zu sein, zumal da ersteres so grossen Anklang gefunden und nur ein Recensent [1]) die Art und Weise, wie Schiller die Geschichte Domitians sich zurechtlegt, als unkritisch verurtheilt hat, während alle übrigen ausdrücklich oder stillschweigend den Muth bewundern, womit Professor Schiller sich über die von Tacitus berichteten Thatsachen hinwegsetzt [2]).

Was nun die Darstellung des suebisch-sarmatischen Krieges von Asbach betrifft, so erklärt Schiller selbst dieselbe in allen ihren Theilen als die reinste Hypothese, welche an der Überlieferung keinen sichern Halt habe [3]). Aber auch Schiller, der in der Ehrenrettung der Kriegspolitik Domitians nicht so weit geht wie Asbach, scheint mir Behauptungen aufzustellen, welche dem Leser starken Glauben zumuthen. So sucht er selbst den verunglückten Kriegszug gegen Dekebalus in möglichst günstigem Lichte darzustellen und Domitians Ehre zu wahren, wenn er sagt: „Überhaupt waren die Römer unglücklich; es scheint, dass man die Bedeutung der betheiligten Stämme unterschätzte und nicht die nöthigen Truppen

[1]) Vgl. die Recension von O. Seek in der Deutschen Literaturzeitung, 1884, S. 127 ff.

[2]) Vgl. z. B. Philolog. Anzeig. 1883/84, I, 2, S. 235 ff.; Philolog. Wochenschr. IV, Nr. 3, S. 79 ff.; Zeitschr. f. österr. Gymnas. 35, S. 125; Götting. Gelehrt. Anz. 1883, Nr. 51, S. 1605 ff.; Liter. Centralbl. Nr. 18, S. 619.

[3]) Vgl. Bursians Jahrb. 1887, S. 316 (Recens. Asbach, Die Kriege der flav. Kaiser n der Nordgrenze des Reiches, Bonner-Jahrb. 1881, S. 26 ff.).

aufbrachte, welche zur Bekämpfung einer so bedeutenden Coalition erforderlich gewesen wären. Infolge der Erfolglosigkeit des Kampfes wurde Domitian genöthigt, mit den Dakern Frieden zu schliessen; dennoch bewilligte der Kaiser dem König Dekebalus Arbeiter und Geld und wahrscheinlich eine Art Handelsverkehr, wie später unter Marcus, wofür dieser in eine Art von Vasallenverhältnis trat, indem sein Bruder Diegis im römischen Lager die Krone empfieng. In Rom nannte man dies ein tributäres Verhältnis, in welches der Kaiser zu Dekebalus hätte treten müssen; natürlich war davon keine Rede . . . . Dass Domitian ein erniedrigendes Verhältnis zu den Dakern weder bei der vorhandenen senatorischen Opposition eingehen konnte, noch bei seinem autokratischen Stolze dies wollte, liegt auf der Hand [1]". Zum Beweise für diese Behauptung beruft sich Schiller auf die Epigramme Martials [2]), jenes Hofdichters, den er ein paar Seiten später einen charakterlosen Speichellecker nennt, welcher vor jedem krieche und jedem mit seiner Feder zur Verfügung stehe, der ihm etwas schenken möge oder könne; der Grad seiner Gefühle werde durch die Grösse der Gaben bestimmt; dass seine Gedichte meist so wenig Gehalt hätten, möge damit zusammenhängen, dass die Bezahlung schlecht gewesen . . . . ." [3]).

Diese Schilderung des dakischen Krieges ist denn doch auch dem Recensenten im Philologischen Anzeiger zu stark, und er vergleicht sie mit gelegentlichen Beschönigungen, wie sie unsere officiösesten Zeitungen bieten können [4]). Auch der Krieg mit den Markomannen, Quaden und Jazygen hat nach Schiller trotz der entgegenstehenden Nachricht des Dio einen für die Römer günstigen Ausgang genommen, indem diese Völker in das frühere Abhängigkeitsverhältnis zurückgeführt wurden. Schiller wie Asbach sprechen eben dem Tacitus, weil er sich von aristokratischen Tendenzen leiten lasse, jede Glaubwürdigkeit in derlei Fragen ab und gelangen so auf einfachem Wege vielfach zu ganz neuen Resultaten, freilich nicht ohne mehrseitigen Widerspruch, namentlich seitens der Philologen [5]).

Wenn wir also der Ansicht dieser beiden Gelehrten in Bezug auf die Erfolge dieser Kriege nicht beipflichten, so gestehen wir doch vollkommen zu, dass die Überlieferung in manchen Punkten der Unfähigkeit Domitians die Schuld beimisst, wo die Misserfolge in der äussern, ungünstigen Lage gelegen waren. Schiller betont daher mit Recht, dass den

[1]) Vgl. Schiller a. a. O. S. 531.

[2]) Martial V, 3; VI, 10, 7; II, 2, 6.

[3]) Schiller a. a. O. S. 584 f.

[4]) Vgl. dagegen Mommsen, R. Gesch. V, 200 f.: „Der Friedensschluss mit den Dakern kam in Wirklichkeit einer Capitulation gleich".

[5]) Vgl. beispielshalber Wallichs, Die Geschichtsschreibung des Tacitus, Progr. d. Gymn. zu Rendsburg, 1888, S. 27 ff.

Römern im Norden nie ein so gefährlicher und mächtiger Feind gegenüber gestanden, wie Dekebalus, der durch Schlauheit und Taktik, durch Aufwiegelung und weitverzweigte Verbindungen zu den schlimmsten Befürchtungen Veranlassung gab. Domitian bleibt wenigstens das Verdienst, die Gefahr erkannt und dem römischen Heere in der Person des Julianus einen erprobten Feldherrn gegeben zu haben. Im allgemeinen jedoch waren der grossartige Triumph des Kaisers, die Triumphbogen, die zahllosen Bildsäulen, Spiele u. s. w. dem Erfolge gewiss nicht entsprechend, sondern eher darauf berechnet, die Schande zu verdecken [1]). Ein wahrheitsliebender Herrscher würde auf den Triumph solange verzichtet haben, bis der gefährliche Gegner unschädlich gemacht worden, was thatsächlich erst unter Trajan nach langen, blutigen Kämpfen gelang [2]).

20. Um jedoch dem Dichter gerecht zu werden, genügt es nicht, den wahren Thatbestand, wie ihn die Wissenschaft fixiert, klarzulegen, um darnach den Massstab an die Gedichte zu legen, sondern es muss dabei auch die Anschauung der Zeitgenossen berücksichtigt werden; denn der Dichter ist nicht Geschichtschreiber, der die objective Wahrheit der Nachwelt zu übermitteln die Aufgabe hat. Der Dichter muss das Leben mit allen seinen Erscheinungen von der idealeren Seite auffassen und in seiner Dichtung widerspiegeln lassen, sonst hört er auf, Dichter zu sein. Nicht als ob er mit der Wahrheit spielen dürfte, muss er vielmehr das Bittere, Unästhetische, Triviale des wirklichen Lebens von dem Weltbilde, das uns seine Schöpfungen entwerfen, fernehalten, ohne Unwahrheit und Täuschung zu beabsichtigen. Halten wir uns nun das Bild vor Augen, das uns Rom im Siegestaumel nach den nordischen Kriegen Domitians darstellt; erinnern wir uns, wie der Senat sich beeilte, dem Kaiser die ausgesuchtesten Ehren zu decretieren, wie Volk und Heer durch Geldspenden, Festspiele u. dgl. in Jubel versetzt, dem Triumphator applaudierte [3]): dann finden wir es selbstverständlich, dass auch ein Dichter wie Martial den Pegasus besteigt und dem allgemeinen Jubel seine Festlieder weiht. Die äussere Situation forderte einen Dichter, der dem Kaiser nahe stand, auf, das Seinige zum Triumphe beizutragen, die Erinnerung daran unsterblich zu machen [4]). Der Dichter muss sich dabei begreiflicher Weise auf den Standpunkt des Herrschers und der von ihm gelenkten Masse des Volkes stellen, und wir dürfen daher nicht jedes Wort nach der Wahrheit abmessen und ihm als Schmeichelei auslegen. Kurz, es kann bei Beurtheilung dieser Art von Gedichten, welche in gewissem Sinne unter dem Drucke der

---

1) Vgl. Imhof a. a. O. 60 f.

2) Vgl. Mommsen, R. Gesch. V, 201. Mommsen schreibt die Misserfolge der Römer einzig der persönlichen Tüchtigkeit des Dekebalus zu.

3) Vgl. Imhof a. a. O. 60 f.; Pichlmayr a. a. O. 31 f.

4) Vgl. Friedländer, S. G. III, 433 f.

Nothwendigkeit entstanden sein können, nur der Eindruck der Gesammtheit und die Berücksichtigung aller wechselseitigen Beziehungen und Einwirkungen massgebend sein.

21. Auf Grund dieser Auseinandersetzungen glauben wir den Dichter in Bezug auf eine Reihe von Epigrammen vom Vorwurfe niedriger Schmeichelei freisprechen zu müssen, weil der Inhalt derselben, wenn auch ausschliesslich auf das Lob und die Verherrlichung des Kaisers zielend, sich doch im allgemeinen innerhalb der Grenzen der Wahrheit bewegt und weil der Keim ihrer Entstehung in den gegebenen Verhältnissen der mannigfachsten Art sich erkennen lässt.

Hieher zählen wir vor allem viele Epigramme auf die Schauspiele. Unter den vielen Streitfragen über den liber epigrammaton oder spectaculorum berührt unsere Untersuchung wohl am nächsten die Frage, ob die Annahme Friedländers, dass sämmtliche Epigramme des liber epigr. auf Titus, dem das Buch gewidmet ist, bezogen werden können, stichhältig sei. Diese Frage nun scheint mir die neueste Specialschrift von Dau [1]) mit Recht zu verneinen. Mir wenigstens will es scheinen, dass auf Grund der Untersuchung Dau's etwa Folgendes mehr denn wahrscheinlich gemacht worden sei, so dass die weitere Forschung darauf fussen darf: 1) Jene Epigramme, welche den Kaiser als Gott, als mit göttlichen Eigenschaften ausgestattet darstellen, dürfen nur auf Domitian bezogen werden [2]), da es unwahrscheinlich ist, dass Martial, auch wenn er in noch so naher Beziehung zu Titus gestanden hätte, diesem gegenüber sich jener Sprache würde bedient haben, die den Epigrammen auf Domitian ganz eigenthümlich ist. Dagegen stimme ich W. Gilbert bei, wenn er behauptet, der Dichter habe die Bezeichnung „deus“ noch vor dem förmlichen Gebote vonseite Domitians anwenden können [3]). 2) Das Buch der Schauspiele ist uns fragmentarisch überliefert. Der Grundstock wird gebildet aus Epigrammen des dem Titus gewidmeten und überreichten liber; jedoch enthält dasselbe auch Epigramme, die zweifellos auf Domitian sich beziehen, neben solchen, bei denen die Entscheidung nicht mit Sicherheit getroffen werden kann. Mit Gilbert gilt mir als unzweifelhaft, Martial habe auch dem Kaiser Domitian einen liber spectaculorum dediciert. Ist es ja bekannt, wie sich's Domitian angelegen sein liess, seine Vorgänger in der Grossartigkeit und Mannigfaltigkeit der Schauspiele zur Sicherung der Volksgunst zu überbieten [4]). Dieser libellus ist wahrscheinlich nach dem Chattenkriege (also

[1]) A. Dau, De M. Val. Martialis Libellorum ratione temporibusque I. (Dissert.) Rostoch. 1887.

[2]) Ebend. p. 16—18.

[3]) Vgl. W. Gilbert, Wochenschr. f. class. Philolog. (Belger) 1888, Nr. 35, S. 1068 f. (recens. Dau Dissert.)

[4]) Vgl. Imhof a. a. O. 77 ff.

vor dem dakischen) überreicht worden. Dagegen kann ein Gedicht, worin der Kaiser als invictus bezeichnet wird, zum mindesten ebensogut an Titus gerichtet sein, als an Domitian [1]).

22. Was nun die Art und Weise der Verherrlichung des Kaisers durch die Epigramme auf Schauspiele betrifft, genügt es vorläufig, auf die Bedeutung des Amphitheaters in Rom und auf den Wert kurz hinzuweisen, den die Mächtigen, vor allen die Kaiser dem Schauspiele beilegten und beilegen mussten [2]). Wie die Vorgänge im Amphitheater ein Hauptgegenstand des Stadtgespräches, der Unterhaltung waren, so behandelte sie auch der Dichter [3]). Daher viele Epigramme dieses Inhaltes gar keine Andeutung auf den Fürsten enthalten, so Nr. 7, 8, 11, 14, 15, 16, 19, 21b, 22, 23, 24, 25b, 26, 31. Daher es bei vielen zweifelhaft bleibt, ob sie auf Schauspiele des Titus oder des Domitian gehen. Blosse Anrede an den Kaiser findet sich: 5, 6, 6b, 9, 21, 27. Directe Verherrlichung scheinen zu enthalten: 1—3, 4b (und somit auch 4), 10, 12, 13, 16b, 17, 20, 25, 28, 29, 30, 32; vielleicht auch 18, 5—6. Das Lob, das Titus in einzelnen Epigrammen gespendet wird, bedarf gewiss keiner Rechtfertigung; Titus war ja der Liebling des römischen Volkes, seine Milde und Güte fast sprichwörtlich. Martials Verhältnis zu ihm muss ein ziemlich nahes gewesen sein. Gewiss ist, dass Titus dem Dichter das Dreikinderrecht und den Rittercensus verlieh, wofür sich dieser auch noch nach dem Tode des kaiserlichen Gönners dankbar bewies [4]). Mir will sogar scheinen, die allzu nahe Beziehung zu Titus sei einer von den Gründen gewesen, warum der Dichter sich Domitian nur allmählich und sehr zurückhaltend zu nähern wagte.

23. Auch in den übrigen Büchern kommen viele Epigramme vor, welche von Schauspielen handeln. Von ausdrücklicher Bezugnahme auf den Kaiser sind frei: I, 48; I, 51; I, 60. Alle drei, von Löwen, welche die Hasen schonen, dürften allegorisch zu fassen sein, wie der Vergleich mit ähnlichen desselben Inhaltes vermuthen lässt. XIV, 53; IV, 35; IV, 74; VIII, 30. Im entgegengesetzten Sinne behandelt dasselbe Thema X, 25; jedoch wird nicht das Unmoralische getadelt, sondern die Lächerlichkeit der Handlung.

Erwähnung des Kaisers oder directe Anrede findet sich:

I, 6; Pointe: Gleichstellung des Kaisers mit Juppiter (vgl. lib. spect. 16b).

I, 14 desgleichen. I, 22, allegorisch mit Anspielung auf den bevorstehenden (?) Dakerkrieg. Vielleicht ist das Gedicht an eine falsche Stelle

[1]) Anders Dau; vgl. a. a. O. p. 34 sq.

[2]) Über die Schauspiele, deren Bedeutung u. s. w. vgl. Friedl. S. G. II, 257—580; besonders 257—259; 276; 298; 302; 309.

[3]) Vgl. Friedl. S. G. I, 384 f.

[4]) Vgl. Epigr. III, 95, 5; IX, 97, 5; V, 13 (?); IX, 49 (?).

gerathen, wie es bei Gedichten auf Schauspiele wohl erklärlich und nach Dau's [1]) Nachweis nicht das einzige Beispiel wäre.

I, 104, Vers 11: Quis spectacula non putet deorum? } (Pointe)
„ 22: Sed norunt, cui serviant leones.

IV, 30; IV, 2 und 3; über wunderbare Vorgänge in der Natur, die wahrscheinlich beim abergläubischen Volke cursierten [2]).

VIII, 55 mit den charakteristischen Schlussversen: An magis Herculeo, Germanice, misit ab astro | Hanc tibi vel frater vel pater ipse feram?

IX, 83; Tendenz: Beissender Witz gegen die Unsitte der ewigen Recitationen. Vers 2 enthält Wahrheit.

VIII, 26: Vergleich der Triumphzüge des Bacchus und Domitian. Noch drastischer V, 65. Gegenüberstellung der Thaten des Hercules und der Schaustücke in der Arena. Ein conventioneller Glückwunsch in der zugespitztesten Form. Vers 15—16: Pro meritis caelum tantis, Auguste dederunt | Alcidae cito di, sed tibi sero dabunt. I, 5, über die Naumachie, entzieht sich der genauen Interpretation. Ganz verwandt mit den Epigrammen dieser pointierten Art sind noch folgende aus dem Buche der Schauspiele: 16b, 17, 25, 30. Sie beziehen sich offenbar auf Domitian (nicht auf Titus); wahrscheinlich ist dies auch von 16 und 9 (für welche auch Gilbert zustimmt), von 7, 6b, 10; vielleicht auch 13 (12, 14) und 18.

24. Eine grosse Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit der Art und Weise, wie Martial den Kaiser in den besprochenen Gedichten auf Schauspielstücke zu feiern sucht, zeigt eine nicht geringe Anzahl anderer Epigramme. Es wird nämlich in der Regel weder bei dieser noch bei jener Gattung ein persönliches Lob auf Grund eines positiven Verdienstes oder Vorzuges ausgesprochen, sondern dem Domitian wird als Kaiser, als „Gott und Herrn" in immer neuen Wendungen, Vergleichungen und Situationen gehuldigt. Insofern lässt sich die Frage nach der Wahrheit des Inhaltes, abgesehen von gelegentlichen Anspielungen, meistens nicht aufwerfen. Der Dichter huldigt eben dem Herrscher nach damaliger Auffassung mit „göttlicher Ehrenerweisung", unter dem Eindruck der augenblicklichen Verhältnisse und jeweiligen Tagesstimmung. Von diesem Standpunkte aus beurtheilen wir und reihen den vorerwähnten unmittelbar folgende an [3]):

VII, 1, 3—4: Dum vacat, haec, Caesar, poterit lorica vocari | Pectore cum sacro sederit, aegis erit.

---

1) Vgl. Dau a. a. O. p. 60 ssq.; Gilbert, Wochschr. f. cl. Philol. 1888, S. 1072 f.

2) Vgl. Friedl. S. G. III, 518 f.; Becker, Gallus, I³, 189. IV, 3 könnte humoristisch gedeutet werden mit Zugrundelegung der von Dio (67, 8) berichteten Thatsache. Der Dichter würde sich lustig machen zum Aerger der Durchnässten. Vgl. Friedl. S. G. II, 267 f.

3) Der Kürze halber beschränke ich mich bei folgenden Epigrammen auf die Citation der charakteristischen Verse oder der Pointe und gebe nur einen und den andern Wink für die Auffassung.

VII, 2, 5—6: Felix sorte tua, sacrum cui tangere pectus | Fas erit et nostri mente calere dei etc. Sinn: Domitian = Juppiter mit der Aegis.

VIII, 2, 1—2: Fastorum genitor parensque Janus | Victorem modo cum videret Histri etc. In Martials Manier zugespitzt: Dem Kaiser als Juppiter dienen die übrigen Götter.

VIII, 4, 4: Sed faciunt ipsi nunc, puto, sacra dei.

VIII, 8, 5—6: Tu tamen hoc mavis, Latiae quod contigit urbi | Mense tuo reducem, Jane, videre deum.

IX, 70, 7: Nulla ducum feritas, nulla est insania ferri; | Pace frui certa laetitiaque licet. Offenbar aus Überzeugung gegen die ewigen Lobredner auf die gute, alte Zeit.

VIII, 21, 12: Non deerit populo te veniente dies. In momentaner Stimmung; die Sehnsucht nach der Rückkehr des Herrschers erklärt sich vom Standpunkt der festeliebenden, schaulustigen Menge.

VIII, 36. Vergleich des kaiserlichen Palastes mit der Götterwohnung. Schlusspointe: Haec, Auguste, tamen quae vertice sidera pulsat, | Par domus est caelo, sed minor est domino.

VIII, 39. Wortspielerei mit Tonans und Juppiter.

IX, 3. Ein Lobgedicht auf Domitians grossartige Tempelbauten. Dass Ausdrücke wie „grandis auctio fiat; Cogantur dei vendere, quidquid habent; Nam tibi quod solvat non habet arca Jovis" nicht ernst gemeint sein können, liegt auf der Hand. Fast unerklärlich aber ist uns die Frivolität, mit der hier die obersten Staatsgottheiten einem Sterblichen gegenübergestellt, mit der sie zur Materie des abgeschmacktesten Witzes gebraucht werden. Denn dem Dichter kommt es hier offenbar nicht auf Überzeugung und Glaubwürdigkeit an, sondern auf Spielerei, auf Unterhaltung durch Komik, durch ergötzliche, überraschende Einfälle. Aehnlich darf wahrscheinlich auch VIII, 2 und 4 gedeutet werden.

IX, 20, 9—10: At te protexit superum pater et tibi, Caesar. | Pro iaculo et parma fulmen et aegis erat.

IX, 31 (Wundergeschichte); IX, 34, 7—8: Gnosia vos, inquit (sc. Juppiter), nobis monumenta dedistis: | Cernite, quam plus sit, Caesaris esse patrem.

IX, 93 (Flaviertempel); XIII, 74 (Vgl. Friedl. z. St.).

XIV, 73; XIV, 124; XIV, 170 (Germanicus; vgl. IX, 93); XIV, 179 (vgl. VIII, 1 und 2).

25. In den folgenden Epigrammen wird Domitian zwar ganz analog den vorausgegangenen als „göttlicher" Kaiser und Herr gefeiert; aber dies geschieht nicht in so allgemeinen Phrasen, sondern im Anschluss an irgend eine bestimmt gegebene Thatsache, an ein deutlich bezeichnetes persönliches Verdienst. Jede einzelne Verordnung, jede Action, die von der Kaiserburg ausgieng, gab dem Dichter ein genügendes Motiv, den

Urheber von neuem zu besingen, und wenn eben der Stoff des Gedichtes oft kleinlich genug scheinen musste, sollte der äussere Prunk, das pointierte Wesen die Gehaltlosigkeit einigermassen ersetzen oder doch verhüllen.

IV, 1: Caesaris alma dies et luce sacratior illa, | Conscia Dictaeum, qua tulit Ida Jovem . . . (9—10): Magna quidem, superi, petimus sed debita terris: | Pro tanto quae sunt improba vota deo? Als Gratulationsgedicht zum Geburtstage des Kaisers hätte das Epigramm an und für sich nichts Anstössiges, wenn nicht der Eitelkeit des Herrschers zu sehr Rechnung getragen wäre.

V, 8: Edictum domini deique nostri . . . (Vgl. S. 15 f.).

V, 23, 3: Quae postquam placidi censoris cura renasci | Jussit etc. (Alliteration).

VI, 1, 4—5: Audebit minus anxius tremensque | Magnas Caesaris in manus venire. Die Furcht ist gewiss nicht fingiert oder erheuchelt gegenüber einem so misstrauischen Herrscher. Auch muss man die Worte nicht nothwendig auf die strenge Kunstkritik des Kaisers deuten.

VI, 2. Lob der erneuerten Sittengesetze mit hyperbelartiger Spitze. Die Gesetze selbst blieben freilich fast nur todter Buchstabe.

VI, 83. Pointe: Gegenüberstellung der Milde des Kaisers und der verderblichen Blitze Juppiters.

VII, 61; VIII, 50 und VIII, 80 sind der Ausdruck des Lobes und Dankes für bestimmte Erlässe, Bauten und Anordnungen.

IX, 6: Tibi summe Rheni domitor et parens orbis, | Pudice princeps, gratias agunt urbes etc. (vgl. VI, 2). Mit Übertreibung und gesuchter Pointe; dasselbe gilt von IX, 8: At nunc infantes te quoque, Caesar, amant.

Harmlos und unverdächtig sind XIII, 4 (auf den Weihrauch), zumal wenn man die Entstehung mit Friedländer schon 84—85 ansetzt, und I, 4, welches man für einen Versuch ad captandam benevolentiam halten kann. Der Schlussvers: Lasciva est nobis pagina, vita proba lässt mit Grund vermuthen, Martial habe in der Furcht vor der Ungnade des strengen Censors das Los seines Vorgängers Ovid vor Augen [1]). Noch an mehreren andern Stellen sucht er seine ausgelassene Sprache zu rechtfertigen und beobachtet in den Gedichten der dem Kaiser gewidmeten Bücher mehr Discretion. Vgl. V, 2 und VIII, praefat.

II, 92; Dank für das Dreikinderrecht.

V, 1; Widmung des Buches; Aufzählung der kaiserlichen Villen. Bezüglich Vers 7: O rerum felix tutela salusque, | Sospite quo gratum credimus esse Jovem (vgl. die Parallelstellen bei Friedländer).

VII, 12, 1—2: Sic me fronte legat dominus, Faustine, serena | Excipiatque meos, qua solet aure iocos . . . 11—12: Terque tuas aures, magni

[1]) Vgl. Ovid, Trist. II, 354: Vita verecunda est, Musa iocosa mea, und Catull 16, 5.

mihi numinis instar, | Lector, inhumana liber ab invidia. Berechtigte Vertheidigung gegen Verleumder und Neider, mit Reminiscenzen an Ovid (Am. III, 11, 47).

VII, 40: Hic iacet ille senex, Augusta notus in aula | Pectore non humili passus utrumque deum (utrumque deum = Zorn und Milde des Kaisers).

VII, 56, 4: Has petat a nostro Pisa Tonante manus.

VII, 74, 10: Hic te ture vocat, fidus et ipse Jovi.

VIII, 66: Augusto pia tura victimasque | Pro vestro date Silio, Camenae . . .

Vers 6: Rerum prima salus et una Caesar.

VIII, 78, 15—16: Omnia sed, Caesar, tanto superantur honore, | Quod spectatorum te tua laurus habet.

IX, 39: Prima Palatino lux est haec orta Tonanti,
Optasset Cybele qua peperisse Jovem . . . . (Wortspiel).

IX, 42, 6: Bis senos cito te (sc. Apolline) rogante fasces.
Det Stellae bonus annuatque Caesar, ...
(Apollo Fürbitter beim Kaiser).

IX, 66, 3: Quod petis a nostro supplex dominoque deoque etc. . . . (Alliteration und Assonanz). Das „supplex petis“ ist, wie der Zusammenhang ergibt, vom Dichter selbst als übertriebene Bettelei hingestellt.

IX, 84: Cum tua sacrilegos contra, Norbane, furores
Staret pro domino Caesare sancta fides . . .

IX, 86, 7: Aspice Tarpeium Palatinumque Tonantem:
Ausa nefas Lachesis laesit utrumque Jovem.
(Worte des Apollo.)

II, 2, 3 ssq.: Nobilius domito tribuit Germania Rheno, | Et puer hoc dignus nomine, Caesar eras. | Frater Idumaeos meruit cum patre triumphos, | Quae datur ex Chattis laurea, tota tua est. Es fehlt nicht an Übertreibungen, wie bei Vergleichen überhaupt, nach denen Martial mit Vorliebe hascht. Übrigens ist dies das einzige Epigramm auf den Chattentriumph aus dieser Zeit, weshalb wir berechnete Schmeichelei oder Wahrheitsfälschung in Abrede stellen.

26. Offener und unverblümter ist die Sprache des Dichters in folgenden Epigrammen, indem der Eitelkeit des Herrschers in den Lobeserhebungen Rechnung getragen wird, zuweilen selbst auf Kosten der Wahrheit:

V, 2, 6 ssq.: Quintus cum domino liber iocatur, | Quem Germanicus ore non rubenti | Coram Cecropia legat puella. Domitians Streben nach allgemeiner Sittenverbesserung musste dem Dichter eine Entschuldigung seiner lasciven Poesie nahe legen; der letzte Vers spielt an den Minervacult des Kaisers an. Dasselbe gilt von VIII, 1, womit IX, 3, 10 zu vergleichen ist.

V, 7; Vers 4: Et sumpsit vultus praesidis ipsa sui. Jugendliche Schönheit des Kaisers, auf die er eitel war.

VI, 3, besonders Vers 5—6: Julia als Schutzgöttin. (Vgl. dazu IX, 1, 6—7 und Friedl. Com.).

VI, 4; Schlussvers: Plus debet tibi Roma, quod pudica est. Der Wahrheit würde eher entsprechen: Plus debebit . . ., si pudicam reddideris Romam.

VI, 76, 5—6: Grande iugum domita Dacus cervice recepit | Et famulum victrix possidet umbra nemus. Vielleicht unmittelbar auf die Nachricht vom Siege des Julianus über die Daker gedichtet.

VII, 5: Si desiderium, Caesar, populique patrumque | Respicio . . . . Das desiderium populi ist im gewissen Sinne wahr; die Erwähnung der patres ist möglicherweise unbeabsichtigt und zufällig wegen der beliebten Wortmalerei und Reminiscenz. Schlussvers: Terret . . . vultu . . . et fruitur. (Contrast). Dasselbe Thema behandeln in ähnlichem Tone

VII, 6 und 7. — 6, 8: Invictus . . . sonas, Caesar, ist hier nicht Titulatur und sticht von den thatsächlichen Verhältnissen ab [1]). Im übrigen darf man sich zu dieser Zeit Domitian noch nicht als allgemein verhasst denken, wie er in den letzten Jahren war; sonst hätte er eine Entfernung von Rom kaum wagen können. Indes mag die geschilderte Sehnsucht nach dessen Rückkehr doch nur in der Phantasie und Überschwenglichkeit des Dichters existiert haben. — 7, 3: Tractusque cornu iam ter improbo Rheno möchte ich nicht wie Friedländer erklärt wissen, da es kaum glaublich ist, Martial wolle hier im Vorübergehen dem Domitian eine dreimalige (ter) Unterjochung des Rheingebietes andichten. Schon die Hereinbeziehung der ersten zwei Expeditionen, auf welche Friedl. reflectiert, ist sehr fraglich, für den Kaiser (nach dem Zusammenhang) gar nicht rühmlich. Ungezwungener scheint es mir, das ter improbo Rheno entweder analog dem Vergilischen terque quaterque beati (Aen. I, 94) und Ovidischen o ego ter felix (Metam. VIII, 51) und andern ähnlichen Stellen zu fassen [2]), oder, wenn man ter zu fractus ziehen will (was übrigens die Auffassung wenig modificiert), ter fractus Rhenus (= der schon oft gebeugte) auf die Kriege der Vorgänger Domitians zu beziehen. Die Parallelstelle IX, 101, 17—18: Cornua Sarmatici ter perfida contulit Histri | Sudantem Getica ter nive lavit equum, spricht für diese Erklärung ebensogut wie für die Friedländers. Die wörtliche Auffassung des ter würde mit der Darstellung des suebisch-sarmatischen Krieges von Asbach harmonieren, welcher drei Kriegsperioden

[1]) Wie unklar übrigens der Verlauf des dakischen, sarmatisch-markomannischen Krieges überliefert sei, ersieht man aus den zahlreichen und vielfach sich widersprechenden Hypothesen, welche darüber aufgestellt worden sind; vgl. Imhof a. a. O. S. 62 ff.; Asbach, Bonner Jahrb. 1881, 26 ff.; H. Schiller, Röm. Gesch. I, 2, 530 ff.

[2]) Vgl. Klotz, Lat.-Deut. Lex. s. v.

(in den Jahren 86, 88 und 92) annimmt. Sicherer aber ist es, die Worte nicht zu pressen, wie das folgende Saepe recusatos parcus duxisse triumphos | Victor . . . . . . tulit zeigt.

VII, 8. Die beiden Schlussverse enthalten eine Empfehlung der Scherzgedichte, wie I, 4.

VIII, 11. Überschwengliche Zuspitzung der Gedanken.

VIII, 15; namentlich Vers 3: Dat populus, dat gratus eques, dat tura senatus. Specialisierung verbunden mit der Anaphora. Der Schlussvers ist allgemein als Sentenz zu fassen: Principis est virtus maxima, nosse suos.

VIII, 54. Scheint mir eher eine blosse Gedanken- und Wortspielerei zu sein, als eine ernste Zumuthung dem Herrscher gegenüber. Man müsste denn die Ansicht jener wenigen [1]) theilen, welche glauben, Domitian sei dem Wahnsinne verfallen. In der That aber liess sich der argwöhnische Herrscher nicht so leicht hintergehen; er durchschaute die thatsächlichen Verhältnisse sehr scharf. Seine Eitelkeit artete in manchen Punkten in Thorheit aus; aber Schiller sieht vielleicht nicht mit Unrecht in vielen Aeusserlichkeiten, welche aus Thorheit und Eitelkeit entsprungen zu sein scheinen, politische Tendenz [2]). Der Form nach gehört das Epigramm entschieden zu den trefflichsten; Alliteration, Gedankenspiel, Bündigkeit etc. verknüpfen sich zu einem gefälligen Ganzen.

VIII, 65. Auf den nach dem Sarmatenkriege erbauten Triumphbogen.

VIII, 82. Der Dichter stellt seine Gedichte in Gegensatz zu den libelli, den Bittschriften des Volkes, hofft aber vom Kaiser ohne Zweifel doch mehr als blosse Duldung (Fer vates, Auguste, tuos). Der Gedanke: Nos tua cura deliciaeque sumus (Anspielung an Domitians Jugendpoesie) lag hier im letzten Epigramme des dem Kaiser dedicierten Buches nahe. Übrigens vergleiche man nur, was Quintilian diesbezüglich sagt (Inst. Orat. X, 1, 91).

IX, 1; Tempel der gens Flavia.

IX, 23. Vielleicht blosse Fiction (vgl. VIII, 82 und besonders IX, 24 mit Friedl. Com.).

IX, 64. Herculis in magni vultus descendere Caesar etc. Die Pointe liegt in descendere dignatus; . . . Ante colebatur votis . . . nunc maiorem Alciden minor ipse colit. (Contraste mit humoristischer Färbung.) Man beachte die technische Gestaltung des Epigramms (ante — nunc; maiorem — minorem; Hunc magnas opes — honores Illi vota minora; via — viator; legit — largo; colit — facit; rogat alter — rogat alter).

[1]) Vgl. z. B. J. Ev. Kraus, Zur Charakteristik des Kaisers Domitian, Progr. Landshut, 1876, welcher die vielen Widersprüche in der Ueberlieferung aus dem Wahnsinne des Kaisers zu erklären sucht.

[2]) Schiller, a. a. O. I, 2, S. 523 mit Anm. 5.

IX, 65, besonders Vers 3—4: Si tibi tunc isti vultus habitusque fuissent, | Cesserunt manibus cum fera monstra tuis. Hervorhebung der körperlichen Schönheit [1]).

IX, 101. Weitere Ausführung des Vergleiches zwischen Hercules und Domitian. Was Vers 13—16 gesagt wird, darf man gewiss nicht für Überzeugung des Dichters halten. Bezüglich der übrigen erwähnten Verdienste ist wenigstens der gute Wille des Herrschers vorhanden gewesen [2]). Übrigens darf man vom Dichter nicht verlangen, dass er alle Handlungen u. s. w. auf die Tendenz strenge prüfe und abwäge; andererseits muss man sich wohl vor Augen halten, dass Domitians Regierung manche Lichtseiten aufweist.

27. Dieser Kategorie reihen sich schliesslich noch jene wenigen Epigramme an, welche zwar nicht an Domitian addressiert sind, sondern an Höflinge, die aber doch dessen Verherrlichung in erster Linie bezwecken.

IV, 8. An Euphemus zur Empfehlung der Scherzgedichte (vgl. dazu Statius, Silv. V, 1, 121 und die Bemerkung zu XII, 48 unter Nr. 11, Ende).

V, 5. An Sextus, den Geheimsecretär des Kaisers, der sonst nirgends von Martial erwähnt wird. Anspielung auf den Minervacult. Vers 7—8: Ad Capitolini caelestia carmina belli | Grande cothurnati pone Maronis opus. Dass mit diesen Worten ein episches Gedicht Domitians bezeichnet werde, welches den Capitolinischen Krieg besang und hier der Aeneide Vergils an die Seite gestellt wird, scheint mir nicht so ausgemacht, als die Interpreten annehmen. Denn dieses angebliche Epos des Kaisers, dem hier durch den Vergleich mit der Aeneide das höchste Lob zutheil wird, ist sonst nirgends erwähnt. Es finden sich nur einzelne Andeutungen in der ganzen Literatur über Domitians dichterische Versuche [3]). Ferner verlangt der Zusammenhang dieser Verse mit den vorausgehenden, dass man unter den caelestia carmina wohl eher ein vom Kaiser acceptiertes, als selbsteigenes Epos zu verstehen habe; sonst sind die Schlussverse ein müssiges Anhängsel anstatt einer Begründung zu: Sit locus et nostris libellis, und der doppelte Gegensatz zwischen episch-tragischer und lyrisch-scherzender Dichtung einerseits, und zwischen den alten und neuern Vertretern jeder der beiden Gattungen andererseits würde fehlen. Endlich ist die Bezeichnung des carmen als caeleste auch dann möglich, wenn nicht der Dichter caelestis ist, sondern der Stoff oder Inhalt, nämlich die Kämpfe Domitians um das Capitol bei seinem Regierungsantritte. Nicht unwahrscheinlich scheint mir die Annahme, dass hier die Gigantomachie des Julius

[1]) Den nämlichen Gedanken verwendet Statius, Silv. IV, 2, 44 ssq.; vgl. dazu Stange, l. c. p. 21 ssq.

[2]) Vgl. über den Sachverhalt Imhof, a. a. O. S. 24 ff.; Suet. Dom. 2 und 13; Schiller, a. a. O. S. 520 f.

[3]) Vgl. die Belege in Teuffels Liter.-G. [4] II, S. 718.

Cerealis gemeint sei, welches Epos die Kämpfe der Flavier und speciell Domitians um die Herrschaft symbolisiert haben soll [1]. Dazu würde stimmen, was Martial XI, 52, 16 ff. über ein Hirtengedicht desselben Julius Cerealis sagt (nil recitabo tibi, | Ipse tuos nobis relegas licet usque Gigantas, | Rura vel aeterno proxima Vergilio), sowie die gegenseitige innige Freundschaft und ihre Clientelverhältnisse [2].

Vers 6. An Parthenius. Mit zweifelloser Reminiscenz an Horaz, Epist. I, 13; Vers 9—11: Nosti tempora tu Jovis sereni, | Cum fulget placido suoque vultu, | Quo nil supplicibus solet negare; Vers 18—19: Si novi dominum novem sororum | Ultro purpureum petet libellum (vgl. damit Horaz l. c. Vers 1—5).

IX, 36. An Earinus. Gedankenspiel (vgl. IX, 28, 7 ssq.).

IX, 79. Vgl. das Urtheil Friedländers über dieses Epigramm (S. G. I, 91). Es ist dies entschieden eines der verdächtigsten Epigramme, weil eine nähere Veranlassung zur Entstehung nicht bekannt ist. Man gewinnt eher den Eindruck, der Dichter sage gerade das Gegentheil von dem, was er innerlich denke. Es ist aber fast das einzige von den bisher namhaftgemachten, das in so auffallender Weise der innern Überzeugung des Dichters zu widersprechen scheint, und insofern doch nicht ausschlaggebend, da es einer so grossen Anzahl anderer Gedichte gegenübersteht.

28. Überblicken wir nun die nicht unbedeutende Gesammtzahl der hier angezogenen Epigramme und ziehen wir zugleich die bei den einzelnen gemachten Beobachtungen in Betracht, so wird es möglich sein, allgemeine Gesichtspunkte zur Beurtheilung dieser Dichtungen aufzustellen und daraus Consequenzen für die Beurtheilung des Dichters selbst zu schöpfen.

Vor allem ist zu constatieren, dass positive Unwahrheiten nicht ausgesprochen sind. Ja man gewinnt bei genauerem Zusehen den Eindruck, dass der Dichter mit Bedacht sich vor den der Wahrheit direct widersprechenden Lobhudeleien gehütet habe. Der unheimliche Argwohn des Despoten und seine genaue Menschenkenntnis, seine Abneigung gegen ausgesprochene Günstlingspolitik einerseits, die Gehässigkeit und stete Lauer der Verleumder andererseits mussten offene Verdrehung der Wahrheit und Lobeserhebungen, die sich ganz auf erfundene Thatsachen stützten, sehr bedenklich machen, falls nur irgendwie selbstsüchtige Motive dahinter erblickt werden konnten [3]. Daher mag es denn auch zum Theile kommen, dass der Dichter, wenn ihm neue Anhaltspunkte fehlen, immer wieder dasselbe Thema aufgreift und den Mangel an Inhalt durch exaltierte Wendungen und pointierte Spitzfindigkeiten zu ersetzen sucht.

[1] Vgl. Osk. Haube, Die Epen des silbernen Zeitalters d. röm. Literat.-G., Progr. von Fraustadt, 1886—87, I, 14 f. und II, 15 f.

[2] Vgl. Friedländ. S. G. III, 451.

[3] Vgl. Imhof, a. a. O. S. 39 f.

Mit Obigem soll aber nicht gesagt sein, dass diese Epigramme ein vollkommen zutreffendes Bild von den Zeitverhältnissen geben. Der Dichter schraubt nämlich alles, was er behandelt, ins Hyperbolische, sei es durch mythologische Vergleiche, sei es durch eine andere Art der Vergötterung des Kaisers. Diese förmliche Sucht nach Hyperbeln, dieses stete Spiel mit Extremen geht also zunächst nicht aus persönlicher Schmeichelsucht hervor; es begegnet uns in allen Dichtungen Martials ohne Unterschied, ob panegyrischen oder satirischen Inhaltes, und hat seinen Grund zum Theil im Einfluss der Rhetorik, zum Theil in der individuellen Vorliebe des Dichters für Contraste, für Zuspitzung des Gedankens, für Witz und Wortspielerei. Es braucht diesbezüglich nur auf das beim Titelwesen Gesagte hingewiesen zu werden [1]. Wie und wie viel in jedem einzelnen Falle diese zwei Factoren eingewirkt, wer wird dies auch nur mit einiger Sicherheit feststellen können? Doch kommt es ja auf das einzelne nicht an, weil den Charakter nicht das eine und andere kennzeichnet; wichtig aber ist, dass wir diese Art der Verherrlichung des Herrschers nach den damaligen römischen Verhältnissen und Anschauungen beurtheilen, nicht nach dem Eindrucke, den wir bei der ersten Lectüre von modernem Standpunkte aus empfangen.

29. Ein anderer Grund, warum diese in Rede stehenden Epigramme kein richtiges Abbild der Zeit geben, liegt in der absoluten Nothwendigkeit, die Schattenseiten der kaiserlichen Regierung zu verschweigen. Wo in aller Welt geschah es und geschieht es, dass regierende Fürsten von zeitgenössischen Schriftstellern als ihren Unterthanen, offen und frei als das proclamiert werden, was sie sind und gelten, als was sie die Nachwelt in die Weltgeschichte einreihen wird? Noch viel weniger darf man aber an einen Dichter Forderungen stellen, die man an keinen Historiker stellt; zudem hatte Martial zum Hofe Beziehungen, wie in der römischen Kaiserzeit überhaupt alle hervorragenderen Dichter in irgend einem Verhältnis zum Hofe standen. Daher scheint mir das Urtheil Teuffels in seiner Literaturgeschichte [2] der Form nach nicht berechtigt zu sein, mag der Inhalt an und für sich der Wahrheit noch so nahe kommen; ich meine den Satz: „Nicht Martials Schuld ist es, dass die Geschichte nicht in Domitian den Ausbund aller Tugenden eines Menschen und Regenten bewundert ....“ Man wende beispielshalber den Satz nur auf jeden beliebigen Dichter der Augusteischen Schule an, und man wird sofort sehen, dass auch ihre Hymnen u. dgl. cum grano salis aufzunehmen sind. Es gibt eben kein Dichter unter den gegebenen Voraussetzungen ein genaues Charakterbild von seinem Regenten und dessen Regierung. Aus der von den Zeitumständen

---

[1] Vgl. Seite 15 ff. Nr. 13—16.

[2] Teuffels Röm. Literat.-G. [4] II, 731 f.

geforderten Verschweigung [1]) der Schattenseiten, die sowohl im öffentlichen, wie privaten Leben Domitians hervortraten, lässt sich also keineswegs wissentliche, von selbstsüchtigen Motiven geleitete Entstellung der Wahrheit folgern. Martial besingt den Kaiser in seiner vergötterten Natur oder auf Grund bestimmter Ereignisse, Verordnungen, Bauten, Kriege u. s. w.; seine Gedichte ermöglichen selbst einen tieferen Blick in das römische Leben; sie decken sogar die Krebsschäden auf, soweit es ohne Gefährdung der Ehre des Princeps geschehen kann; sie sind aber nichts weniger als darauf berechnet, den Leser von dem Inhalte fest zu überzeugen, in ihm den Eindruck einer historisch-wahren Schilderung der Domitianischen Zeit hervorzurufen.

30. Ferner ist zur richtigen Beurtheilung dieser Epigramme wohl zu beachten, dass der Dichter auch in diesen der jeweiligen Volksstimmung Ausdruck verleiht. Das schaulustige, nach Geldspenden und Festlichkeiten dürstende Volk der Hauptstadt war Domitian treu ergeben, jauchzte ihm wiederholt als dem Triumphator zu, und in diesem Taumel der Festlichkeiten, in dieser künstlich genährten Volksbegeisterung sind ohne Zweifel viele dieser improvisierten, spielenden Dichtungen entstanden. Sie sind der Ausdruck der augenblicklichen Stimmung, welche die Brust von Tausenden beherrscht und selbst den theilnahmslosen Zuschauer schliesslich mit sich fortreisst. Weil nun aber Martial der Stimmung des gutgelaunten Volkshaufens Ausdruck gibt, unbekümmert um Wahrheit und sittlich erhabenere Principien, welche die Poesie durchdringen sollen, so darf gegen ihn der Einwurf nicht erhohen werden, dass er, da Domitian thatsächlich verhasst gewesen, gegen seine innere Überzeugung fortwährend von der Beliebtheit und Trefflichkeit dieses Fürsten fasele. Auch ist historisch gewiss, dass die schlimmste Periode, der eigentliche Terrorismus erst als eine Folge der missglückten nordischen Feldzüge in den letzten paar Regierungsjahren eintrat, also in einer Zeit, welcher die meisten dieser Epigramme vorngiengen.

Das Hauptgewicht aber glaube ich immer auf die Thatsache legen zu müssen, dass Martial alle seine Epigramme auf unterhaltenden Witz angelegt hat. Darin fühlt er seine eigentliche poetische Kraft, und der Witz ist ihm, wie Munk [2]) sagt, „das Capital, von dem er lebt“, und der Reichthum, den er darin mit meisterhafter Schärfe entfaltet, ist unübertroffen. Diesem Streben nach überraschendem epigrammatischen Witze

[1]) Selbst die eigentlichen Satiriker, z. B. Juvenal, mussten sich diese Schranken sogar Privatpersonen gegenüber gefallen lassen. Juvenal nennt bekanntlich keine lebende Person mit dem richtigen Namen.

[2]) Vgl. E. Munk, Geschichte der röm. Literat. 2. Aufl. Berlin, 1877, II, S. 287.

verdanken viele hyperbelartige, groteske Lobsprüche, Vergleiche u. dgl. ihre Existenz. Daraus folgt aber auch, dass ihr Effect fast nur der einer gewöhnlichen Redefigur, einer Spielerei sein kann. Martial selbst betont das häufig gerade dem Kaiser gegenüber, indem er seine Epigramme ioci, ludi nennt und sie nur so aufgefasst wissen will [1]). Es kommt sogar vor, dass durch dieses Spielen mit Worten und Formen das gespendete Lob illusorisch gemacht wird.

31. Alle diese erörterten Umstände nun werden die Auffassung der in Frage stehenden Epigramme bedeutend beeinflussen. Wir werden uns theilweise zu einer Entschuldigung des Dichters verstehen müssen; gleichwohl sind sie nicht imstande, den Eindruck der Schmeichelei, den diese Poesie in uns immer wieder erzeugt, gänzlich zu verwischen. Mir gilt daher für unzweifelhaft, dass Martial in dieser Gattung von Epigrammen zwar schmeichelt, aber nicht anders schmeichelt, als andere höfische Dichter aller Zeiten und Orten geschmeichelt haben und noch schmeicheln. Dies gilt jedoch nicht von jedem einzelnen Gedichte, sondern nur von der Gesammtheit und in dem Sinne, dass der Dichter dadurch die Gunst des Kaisers zu erwerben und zu wahren suchte.

Kriterien, welche auf Schmeichelei schliessen lassen, sind: Diese Gedichte tragen fürs erste das Gepräge des damaligen Hofstiles an sich; Domitians Eitelkeit und Regierungspolitik forderte von der Umgebung Schmeichelei, forderte göttliche Ehrenbezeugung und trieb einzelne dieser Forderungen bis ins Lächerliche. So liess er sich besonders gerne für den Sohn und Schützling der Göttin Minerva ausgeben, die er abergläubisch verehrte [2]); ebenso bekannt ist sein Ehrgeiz nach Kriegslorbeeren, nach Auszeichnung in der persönlichen Tapferkeit und sein Wohlgefallen an seiner (ehemaligen) körperlichen Schönheit. Diesen schwachen Seiten des Kaisers hat Martial unleugbar Rechnung getragen. Ein Rückblick auf die Bemerkungen zu den Epigrammen bezeugt dies hinlänglich. Die Epigramme von den gezähmten Löwen spielen auf seine Tapferkeit an, jene auf den Brustharnisch und auf eine Minervastatue feiern die enge Beziehung dieser Göttin zum Kaiser u. s. w. Berechnung liegt ferner darin, dass der Dichter jede Gelegenheit aufgreift, eine ehrende Anspielung auf den Kaiser zu machen, und dass er alles Gute, was unter der Sonne existiert, auf dessen fürsorgliches, allumfassendes Wirken und Walten zurückzuführen sich bestrebt; endlich in der Vorliebe für die Bezeichnung des Kaisers als Juppiter Tonans, indem Domitian lieber als gefürchteter Gott denn als

---

[1]) Vgl. beispielshalber V, 2, 6; VII, 12; I, 4; I, 113 mit der Stellensammlung bei Friedländer.

[2]) Vgl. Preller, Röm. Mytholog. I³, 297 f.

milder Herrscher und Vater des Vaterlandes gelten wollte [1]). Besonders gerne identificierte sich der eitle Despot mit Hercules, unter dessen Bild er sich verehren liess; daher denn Martial unermüdlich ist mit Vergleichungen aus dem Hercules-Mythos.

32. Fragen wir uns noch, welchen Zweck Martial in diesen Lobgedichten verfolge, so lautet unsere Antwort dahin, dass der Dichter hinsichtlich der in Rede stehenden Epigramme im allgemeinen freizusprechen ist vom Vorwurfe serviler, von niedrigen Motiven geleiteten Schmeichelei oder Heuchelei. Diese Dichtungen sind vielmehr hervorgegangen aus dankbarer Gesinnung für empfangene Wohlthaten und Gunstbezeugungen, aus dem Streben, die kaiserliche Huld und Gnade sich zu wahren und sich derselben für würdig zu erweisen. Bettelei tritt nirgends zu Tage; sie sind Producte der augenblicklichen Verhältnisse, unterworfen der jeweiligen Tagesstimmung, zum Theil auch entstanden aus begründeter Furcht vor der strafenden Hand des misstrauischen Censors. Sie sind keineswegs der Erguss einer heuchlerischen Gesinnung, einer fingierten Begeisterung und servilen Schönthuerei, sondern Geisteskinder einer Plebejernatur, eines Volksdichters, der, aus der Plebs hervorgegangen, sich zeitlebens in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, die Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse mit der Plebs zu theilen, als Client mit den Stadtflaneurs täglich das Pflaster zu treten, an hundert Thüren zu pochen und für Sportel und Freitisch die üblichen Honneurs zu machen. Und wie das Leben des Dichters im Strassengetümmel Roms sich abwickelte, wo die Keime des Grossen und Guten und Schönen in seiner Seele frühzeitig ersticken oder verkümmern mussten, so sind auch seine Dichtungen die buntesten Genrebilder dieses Lebens und Treibens der Hauptstadt und heben sich verhältnismässig nur selten über das Niveau des Alltagslebens empor und verrathen Mangel des Dichters an idealer Weltanschauung.

So lässt sich aus ihrer Gesammtheit allerdings auf Charakteranlage des Dichters schliessen, der Kern seines Wesens entwickeln, aber nicht durch blosses Zusammentragen der lobenden, schmeichelnden und bettelnden Aeusserungen und Bemerkungen, sondern durch tieferes Eindringen in sein Inneres, von wo aus man sich seine ganze Erscheinung zurechtlegen muss.

---

[1]) Über Domitians Juppitercult siehe Preller, a. a. O. I, 238 ff. Übrigens vgl. S. 19 mit Anm. 2.

Es wäre nun unsere Aufgabe, in ähnlicher Weise die sogenannten Bettel-Epigramme an Domitian und die Epigramme auf den todten Kaiser zu untersuchen, dann das Verhältnis Martials zu Kaiser Nerva und Trajan, sowie zu Domitians Günstlingen näher zu erörtern, schliesslich die Epigramme an die übrigen Gönner und Freunde zu vergleichen und daran den Charakter des Dichters allseitiger zu beleuchten, um zugleich zu sehen, ob alles sich mit den bereits gemachten Beobachtungen in Einklang bringen lasse. Um jedoch den Raum eines Gymnasialprogrammes nicht zu überschreiten, muss die weitere Erörterung hier abgebrochen werden.

Schliesslich sei es mir gestattet, an dieser Stelle meinem hochverehrten Lehrer, dem Herrn Univ.-Professor Dr. Johann Müller in Innsbruck, für Anregung und Förderung vorliegender Arbeit den gebürenden Dank auszusprechen.

(Fortsetzung im folgenden Programme.)

Programm

des

K. K. OBER-GYMNASIUMS

DER FRANCISCANER

zu

HALL.

Am Schlusse des Schuljahres

1891—1892

veröffentlicht

von der Direction.

Inhalt:

1. Zur Charakteristik des Epigrammatikers M. Valerius Martialis. II. Theil. Von Professor P. Gebhard Spiegel.
2. Schulnachrichten vom Director.

(Selbstverlag der Lehranstalt.)

INNSBRUCK.
Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.
1892.

Zur Charakteristik des Epigrammatikers M. Val. Martialis.

Eine Studie zur Geschichte der römischen Literatur.

Von **P. Gebhard Spiegel.**

(Fortsetzung und Schluss.)

III.

33. Sehr wichtig für die Beurtheilung des Verhältnisses Martials zu Domitian und somit auch seines Charakters sind jene Epigramme, in denen der Dichter dem Kaiser offen oder andeutungsweise mit Bitten entgegentritt. In der That erregt die offene Sprache in den sogenannten Bettelepigrammen auf den ersten Anblick nicht geringen Anstoss. Um aber im Urtheile nicht unbillig zu sein, müssen wir, wenn irgendwo, so hauptsächlich bei dieser Erscheinung die äussern Umstände, von denen sie bedingt ist, in die Wagschale legen.

Wenn, wie schon erwähnt, Martials Vermögensverhältnisse so schlecht bestellt waren, dass er durch sein ganzes Leben auf die Unterstützung von Seite seiner Gönner und Freunde angewiesen blieb, so können wir auch voraussetzen, dieses ihm beschiedene karge Lebenslos werde in seiner Poesie den Reflex werfen. Hatte er hierin ja Vorgänger genug, auf die er sich berufen konnte, die in ähnlicher Weise ihre Wünsche der Welt in den poetischen Erzeugnissen gelegentlich kundthaten. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn unser Dichter auch dem Herrscher gegenüber offen von seiner nicht besonders gutgestellten Lage spricht, wenn er diesen und jenen Wunsch äussert, diese und jene Klage sich erlaubt. Seit Augustus war man gewohnt, die Poesie und ihre Vertreter unter dem besondern Schutze und der nachdrücklichen Förderung von Seite der Fürsten und Einflussreichen, zugleich aber auch in Abhängigkeit von ihrer persönlichen Freigebigkeit zu sehen [1]). Dies bezeugt hinlänglich die Augusteische Literatur, ohne jedoch dadurch an ihrer Höhe und Erhabenheit etwas einzubüssen. Indem wir uns den genauern Beweis vorbehalten,

---

[1]) Vgl. Friedl., S. G. III, 362 f.; 385—388; 393.

stellen wir bei folgenden Epigrammen ein den Dichter herabwürdigendes Element in Abrede:

II, 91: Rerum certa salus, terrarum gloria, Caesar,
Sospite quo magnos credimus esse deos.

Vers 6: Natorum genitor credar ut esse trium ....

Bitte um Verleihung oder Bestätigung des Dreikinderrechtes in Rücksicht auf die Verdienste als Dichter. (Vgl. II, 92).

IV, 27: Saepe meos laudare soles, Auguste, libellos.
Invidus ecce negat: num minus ergo soles?
Quid, quod honorato non sola voce dedisti,
Non alios poterat quae dare dona mihi?
Ecce iterum nigros conrodit lividus ungues.
Da, Caesar, tanto tu magis, ut doleat.

Dank und Bitte mit humoristischer Schlusswendung. An der Wahrheit dessen, was der Dichter von den Neidern sagt, ist nicht zu zweifeln [1]).

V, 15. Vers 5—6: „Quid tamen haec prosunt quam venerantia multos?"
Non prosint sane, me tamen ista iuvant.

Wenn diese Worte allerdings keine hohe Auffassung von der Poesie verrathen, so scheint es mir doch sehr gewagt, sie als Martials Ueberzeugung zu fassen. Könnte nicht darin ein Seitenhieb auf jene Dichter liegen, welche auf directe Bestellung um Geld Gedichte machten und dies offen bekannten, wie Statius [2]). Martial deutet sehr oft auf seine precäre Lage hin und gibt unzweideutig zu verstehen, dass er auf Unterstützung angewiesen sei; er jammert, dass die Zeiten eines Mäcenas und Augustus vorüber seien u. dgl. mehr. Aber es ist dabei gewiss nicht immer seine Absicht zu betteln, sondern bloss seiner Stimmung Ausdruck zu verleihen über das traurige Dichterlos, zuweilen wohl auch, um gerade dadurch das Unwürdige, das für einen Dichter in diesem Treiben lag, an sich selbst zu zeigen. Kann der Dichter nicht sagen wollen, er lobe und verherrliche durch seine Gedichte alle, welche es verdienen, ohne Rücksicht auf Belohnung (wie es andere zu thun pflegen); er betrachte sich als Nationaldichter und als solcher erwarte er mit Recht, dass die Römer

---

[1]) Das Epigramm zeichnet sich aus durch Formvollendung, weshalb es hier aufgenommen wurde. Es gliedert sich nach Form und Inhalt in drei Theile. 1. Vers 1: Thatsache. Vers 2: Doppelte Folge für den Dichter und Kaiser. 2. Vers 3—4: Fortsetzung der Exposition; Vers 5: Zweite Folge. 3. Vers 6: Witzige, überraschende Schlusswendung. — Die massvoll verwendete Alliteration steigert den Wohlklang der Verse. Das Ganze macht nicht den Eindruck der Schmeichelei oder Bettelei, sondern zeigt das Streben nach Abrundung in der Form und nach Witz im Gedanken. Ueber das Epigramm vgl. Herder in seinen Schriften, hrg. v. Heyne, Stuttgart 1828. Zur schönen Lit. u. Kunst, 10. B. S. 189 ff.

[2]) Vgl. Friedl., S. G. III, 400 mit Anm. 8.

für seine würdige Existenz sorgen. Wenn dieser Gedanke auch nicht in vorliegendem Gedichte, das weit eher ein blosser witziger Einfall ohne Belang ist, bewusst ausgesprochen liegt, so begegnet derselbe doch sicher in andern Epigrammen.

V, 19. Das Epigramm ist ein interessantes Beispiel von der Eigenthümlichkeit Martials, verschiedene Gemüthsstimmungen anzuregen, mit einem tiefernsten Gedanken zu beginnen, diese und jene Klage daranzuknüpfen und dann mit einer schalkhaften Wendung plötzlich die erzeugte Stimmung zu vernichten. In dieser Manier gleicht ihm ohne Zweifel unser Dichter H. Heine, worauf wir später zurückkommen. Die Lobpreisung Domitians in den Einleitungsversen (Si qua fides veris praeferri, maxime Caesar, | Temporibus possunt saecula nulla tuis) wird durch die folgende Klage, ebenfalls hyperbolisch zugespitzt, paralysiert. Der launige Schluss nimmt uns jede Möglichkeit, an Ernst und Wahrheit zu glauben. Die Pointe liegt in den beiden Schlussversen; der Dichter preist und bettelt, aber nicht ernsthaft, sondern mit sichtlichem Vergnügen an seinen drolligen Einfällen.

VI, 87: Di tibi dent et tu, Caesar, quaecunque mereris;
Di mihi dent et tu, quae volo, si merui.

Eine poetische Spielerei von nichtssagender Bedeutung.

VIII, 56: Temporibus nostris aetas cum cedat avorum
Creverit et maior cum duce Roma suo, ...

Vielleicht eine Zumuthung an den Kaiser, er möge der Mäcenas des Dichters werden.

IX, 18. Bitte um Versorgung seiner beiden Häuser mit Wasser aus der Marcischen Quelle.

34. Während wir bei den soeben besprochenen Epigrammen eine gewisse Zurückhaltung oder eine entschuldigende Veranlassung, Situation beobachten konnten, tragen folgende Berechnung und unwürdige Bettelei offen zur Schau:

VI, 10. Ausdrücke wie: Pauca Jovem . . . rogarem; ille dabit, qui mihi templa dedit . . . Quam placido . . ore . . . Talibus supplicibus tribuit diademata Dacis . . . conscia virgo Tonantis u. dgl. sprechen für sich.

VII, 60. Der Gedanke gipfelt im Satze: Te pro Caesare debeo rogare; | Pro me debeo Caesarem rogare. Ueber die Verskünstelei, worin Catull Vorgänger war, vgl. man Friedl. zu II, 41, 3—4.

VII, 99. Schlussvers: Hoc satis est; ipsi cetera mando deo.

VIII, 24. Pointe in Vers 4—5: Offendunt nunquam tura precesque Iovem; | Qui fingit sacros auro vel marmore vultus, | Non facit ille deos: qui rogat, ille facit. So geistreich der Gedanke an und für sich sein mag im Munde Martials klingt er fast komisch.

IX, 91. Enthält eine indirecte Bitte um eine Einladung zur kaiserlichen Tafel, indem dies als eine hohe Ehre angesehen wurde.

Für die Beurtheilung dieser Epigramme wollen wir vorläufig nur jene Gesichtspunkte hervorheben, die speciell aus dem Verhältnis Martials zum Kaiser sich ergeben, während die allgemeinen erst nach Betrachtung der Bettelepigramme an die Gönner und Freunde folgen sollen.

Vor allem muss die Zahl der Epigramme, in welchen der Dichter eine förmliche Bettelei an Domitian richtet, als verhältnismäsig klein betrachtet werden. Es sind etwa 11 Epigramme, die sich über einen Zeitraum von mindestens 8 Jahren erstrecken, indem auf die Bücher II, IV und VIII je eines, auf V, VI, VII und IX je zwei entfallen.

Ferner sind nur jene, welche eine bestimmte Bitte enthalten, für ernsthaft aufzufassen (II, 91; IX, 18); einige sind blosse Spielerei (VI, 87) oder bezwecken wenigstens keine eigentliche Bettelei (IX, 91; VII, 60). Endlich ist das Anstössige auch in den übrigen dadurch nicht unwesentlich gemildert, dass die Bettelei als pointierter Witz, in schalkhaften, überraschenden Wendungen auftritt, wodurch der niedrige Zweck oder die subjective Tendenz mit Glück hinter die Coulissen gerückt wird. Man wird zuweilen stutzig, ob dem Dichter wohl wirklich ernst sei mit seinem Anliegen.

Zur Stütze für diese Auffassung soll hier noch die Vorrede oder Widmungsepistel zum achten Buche mit ein paar Worten berührt werden. Es lässt sich nämlich ihre grosse Bedeutung nicht bestreiten. Sie berechtigt, Schlussfolgerungen auf die Gesinnung des Dichters zu ziehen, weil man voraussetzen darf, der Dichter habe hier jedes Wort wohl abgewogen und bewusst oder unbewusst seiner Gesinnung Ausdruck verliehen. Nun ist aber charakteristisch, dass jede Andeutung an empfangene Wohlthaten ebenso wie an eine Aussicht auf solche fehlt. Die Sprache verräth gegenüber dem kaiserlichen Herrn Ehrfurcht und Verehrung, wie es sich gebürte und die Klugheit gebot. Der Dichter schmeichelt, ohne sich herabzuwürdigen. Vergleicht man seine Sprache mit der Ovids, welcher sich dem Kaiser Augustus gegenüber res, mancipium und ähnlich nennt, so wird man zugeben, dass Martial kaum weiter gegangen sei, als nothwendig war. Heuchelei und selbstsüchtige, niedrige Motive sind der Vorrede ebenso fremd, wie den meisten Epigrammen, oder sagen wir richtiger, wie der Dichtung im allgemeinen; der Dichter bewegt sich hier wie dort auf dem damals einzig betretenen Boden der officiellen Schmeichelei.

35. Nicht ohne besonderes Interesse für unsere Untersuchung ist ein Blick auf jene Epigramme, welche nach dem Tode Domitians entstanden sind und auf ihn Bezug nehmen. Damit in Verbindung drängen sich die Epigramme auf Kaiser Nerva und Trajan von selbst zum Vergleiche auf.

Keinen Seitenhieb auf den todten Kaiser kann ich erkennen in

X, 7, Vers 6—7; Sic et cornibus aureis receptis | Et Romanus eas utraque ripa — und in X, 34, Vers 3—4: Qui sua restituis spoliato iura patrono ... Dignus es, ut possis tutum servare clientem. Ebensowenig darf das unaufhörliche Lob der Milde Nervas und der Kriegstüchtigkeit Trajans als gegen Domitian gerichtet angesehen werden, es sei denn, dass auf diesen ausdrücklich Bezug genommen wäre. Ist die Milde Nervas ja schon vor dessen Thronbesteigung für den Dichter ein Gegenstand des Gesanges.

V, 28. Vers 4: Quiete Nervas (scl. licet vincas) wird dessen quies oder clementia sogar als sprichwörtlich hingestellt. Ein indirectes Lob fällt neben Nerva auch dem Domitian zu: X, 28; ein Gelegenheitsgedicht anlässlich der Vollendung des Transitorium Nervae [1]).

Sehr zweifelhaft scheint mir trotz der gegentheiligen Auffassung von Seite Friedländers die Beziehung von XI, 33 auf Domitian. Vor allem ist aus dem Inhalt des Gedichtes nicht ersichtlich, warum hier Domitian schlechthin Nero genannt werden soll, auch wenn er unter diesem Namen im Volksmunde bekannt gewesen wäre, was nicht erwiesen ist. Möglicherweise ist das schon früher verfasste Gedicht erst nach Domitians Tod veröffentlicht worden, weil die Aehnlichkeit beider Herrscher dazu einlud. (Vgl. Friedl. z. St.).

Aeusserst verhängnisvoll dagegen sind für Martial jene Epigramme geworden, in denen er mehr oder weniger offen seine früheren Schmeicheleien verurtheilt oder wenigstens zu verurtheilen sich den Anschein gibt. Dahin gehört besonders X, 72. Im Gegensatz zu Stobbe beziehen Friedländer, Mommsen und andere das Gedicht auf Trajan [2]). Auf Nerva passt Vers 8 (Non est hic dominus, sed imperator) wohl nicht, während Vers 9 (Sed iustissimus omnium senator) ebensogut für die Beziehung auf Trajan, als auf Nerva spricht, indem beide die Senatoren als ihresgleichen behandelten und Trajan wenigstens in den äussern Formen Nervas Verhältnis zum Senate beibehielt. Wahrscheinlich knüpft sich die Entstehung des Gedichtes an ein förmliches Verbot des Titels dominus deusque von Seite Trajans (Jam non est locus hac in urbe ... mit dem Hinweis auf die orientalische Sitte: Ad Parthos procul ite ... sola basiate regum.). Indes war dies Verbot doch mehr eine Folge der politischen Klugheit, weil jene orientalische Sitte sehr verhasst war. Trajan selbst stand an Eitelkeit dem Domitian nicht nach, und dass er starke Schmeicheleien vertragen konnte, beweist unter anderm der Panegyrikus des Plinius [3]). Das von Martial ab-

[1]) Dau, l. c. p. 61, adnot. 7, u. Stange, l. c. p. 16, beziehen ohne Bedenken das fragliche Epigramm sammt X, 51 ausschliesslich auf Domitian.

[2]) Vgl. Friedl. Einl., S. 64; Schiller, a. a. O. I, 2, 563.

[3]) Vgl. den Nachweis bei Schiller, a. a. O. S. 545—546 m. Anm. 1; Bernhardy, a. a. O. II, 612; Asbach, Westd. Zeitsch. III, S. 2.

gelegte Geständnis wird also vermuthlich mehr Schmeichelei, als Aufrichtigkeit enthalten. Uebrigens verurtheilt der Dichter sein Benehmen gegen Domitian nicht von höherem, sittlichen Standpunkte aus, sondern stellt es einfach als für die Gegenwart inopportun hin (Hoc sub principe, si sapis, caveto | Verbis, Roma, prioribus loquaris.). Ferner gilt die Mahnung, wenngleich der Dichter in der ersten Person spricht, doch nicht ihm allein, sondern ganz Rom. Hätte der Dichter wirklich und im Ernste seine Schuld einbekennen wollen, so würde er sicher nicht in dieser Weise sie bekannt haben. Zieht man alle diese Bedenken in Erwägung, so bleibt es zum mindesten zweifelhaft, ob Martial seine frühere Lobpreisung Domitians verurtheile und nicht vielmehr dem Trajan huldige. Ich wenigstens kann den Satz Teuffels [1]) nicht unterschreiben: „Umso grösser ist dann seine (Martials) Verlegenheit unter Nerva, wo mit den blanditiae nicht mehr auszukommen ist.“ Denn hat nicht Nerva schon vor seiner Thronbesteigung ähnliche Lobgedichte aus Martials Feder empfangen, wie nachträglich als Kaiser? Und schmeichelt der Dichter diesem und dem Trajan nicht ebenso, wie früher dem Domitian, freilich in einem andern Tone?

Als Lobgedichte auf Nerva müssen ferner gelten:

XI, 4. Vers 7—8: Hunc omnes servate ducem, servate senatum; | Moribus hic vivat principis, ille suis. Ob darin die Spitze absichtlich gegen Domitians Stellung zum Senate gerichtet sei, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Vom Senate hätte der Dichter unter Domitian nichts erwähnen können, als höchstens dessen Unterwürfigkeit.

X, 7. Das Gedicht scheint nur beiläufig ein Lob auf Nervas Enthaltsamkeit im Gegensatz zu Domitian zu enthalten. Stärker und mit unverkennbarer Tendenz ist das Lob gehalten in

XII, 6, wo die volle Wahrheit über Domitian ausgesprochen wird. Es ist zugleich der Ausdruck der Freude der vom Drucke eines Despoten erlösten Römer. Bezüglich des schärfsten Gegensatzes zwischen V, 19: Si qua fides veris, praeferri . . . Temporibus possunt saecula nulla tuis . . . Vers 6: Sub quo libertas principe tanta fuit? und XII, 6, Vers 2 ssq.: licet toto hunc Helicone frui: | Recta fides, hilaris Clementia, cauta Potestas | Jam redeunt; longi terga dedere metus . . . Vers 9 ssq.: Largiri, praestare, breves extendere census, | Et dare, quae faciles vix tribuere dei | Nunc licet et fas est. Sed tu sub principe duro | Temporibusque malis ausus es esse bonus, kann nur soviel zur Milderung und Entschuldigung gesagt werden, dass die Entstehung des Epigrammes V, 19 jedenfalls noch vor die schlimmste Regierungsperiode Domitians fällt, wo von eigentlicher Verhasstheit desselben nicht die Rede sein kann, wo die guten Seiten seiner Regierung den Schattenseiten vielleicht noch das Gleichgewicht

---

[1]) Vgl. Teuffel-Schwabe, Gesch. d. röm. Lit. II[5], S. 788.

hielten und Volk und Heer mit Domitian völlig zufrieden waren. Wie ernst übrigens das Lob, das in den ersten 6 Versen auf Domitians Regierung ausgesprochen wird, zu nehmen sei, zeigt das unmittelbar Folgende: Est tamen hoc vitium, sed non leve ... Dieser Fehler ist die Kargheit; daher der Rath: Jam dudum tacito rides, Germanice, naso, | Utile quod nobis do tibi consilium. Uebrigens leidet XII, 6 nicht weniger an Uebertreibung und Ueberschwenglichkeit. Die Schlussverse (Sed tu etc.) sind nur Schmeichelei; denn Nerva gehörte offenbar zu jener Partei, welche es mit Domitian nicht verderben wollte; auch genoss er dessen Vertrauen, so lange dieser lebte [1]). Selbsttäuschung des Dichters ist nicht anzunehmen, wie auch Teuffel [2]) hervorhebt. Allerdings erlebte ganz Rom wie unter Nero insoferne eine Enttäuschung, als die anfänglich gute Regierung beider Herrscher zu den besten Hoffnungen berechtigte, später aber in die unglaublichste Tyrannei ausartete. — Auch das Epigramm

XII, 15 darf nicht zu hoch angeschlagen werden. Es geisselt in sarkastischer Weise den Hochmuth Domitians, welcher göttliche Ehrenbezeugungen und göttliche Namen beanspruchte.

36. Zum Beweise, dass Martial den Kaisern Nerva und Trajan ebenso frei und offen geschmeichelt habe, wie dem Domitian, und mit ähnlichen Zumuthungen an sie herangetreten sei, sollen noch folgende Epigramme dienen:

X, 6 und X, 7. Auf die in Aussicht gestellte Rückkehr Trajans nach Rom.

X, 34: Di tibi dent, quidquid, Caesar Traiane, mereris etc. (Vgl. VI, 87: Di tibi dent et tu, Caesar, quaecunque mereris.).

X, 101. Nach Friedländer auf einen Hofnarren Trajans.

XI, 2; Vers 6: Et licet et sub te praeside, Nerva, libet.

XI, 3; Vers 6 ssq.: Quid prodest? ... Cum pia reddiderint Augustum numina terris, | Et Maecenatem si tibi, Roma, darent! Martial scheint demnach neue Hoffnung gefasst zu haben, den Mäcenas, den er unter Domitian vergeblich gesucht, unter Nerva zu finden.

XI, 4. Bitte an die Götter um Schutz für den neuen Fürsten.

XI, 5. Lobgedicht auf die Milde und Güte Nervas. Stehender Vergleich mit Numa. Ueberschwenglich, entsprechend dem Jubel Roms über den neuen Herrscher.

XII, 5. Widmungsgedicht an Nerva.

XII, 8. Panegyrisches Gedicht auf Trajan als Feldherrn und Bezwinger zahlreicher Völkerschaften.

---

[1]) Vgl. Schiller, a. a. O. S. 538 f.

[2]) Gesch. d. röm. Lit. II[5] 788.

XII, 9; . . mitissime Caesar, vielleicht mit Absicht, weil damals dieses Epitheton besonders schmeichelhaft klingen musste.

Alle diese panegyrischen Gedichte berechtigen nach unserm Dafürhalten zur Folgerung, die Existenz Martials und sein Verhältnis zu Kaiser Nerva und Trajan habe sich nicht merklich schlechter gestaltet, als es unter Domitian gewesen war; ferner können das Verhalten des Dichters gegen Domitian, seine Schmeicheleien u. s. w. ihm unter Nerva und Trajan keine so bedeutenden Verlegenheiten bereitet haben, dass sie ihn zur Abreise von Rom förmlich genöthigt oder am Hofe unmöglich gemacht hätten [1]). Es ist sogar mehr als wahrscheinlich, dass der bei Trajan einflussreichste Mann, Licinius Sura, der vielen Gelehrten und Dichtern die Gunst des Kaisers verschaffte und so gewissermassen das Mäcenatenthum ins Leben zurückrief [2]), dem Martial ein treuer Freund und Gönner geblieben war (Vgl. VI, 64 und VII, 47). Ferner lässt sich bei der Lebensklugheit des Dichters [3]) voraussetzen, er sei schon frühzeitig zur Einsicht gekommen, dass er von Domitian nichts zu erwarten habe, wenigstens nicht das ersehnte Honorar, das ihn der Lebenssorge entheben sollte. Daher seine gleichzeitigen Bemühungen um reiche Gönner. Wenn er desungeachtet fortfuhr, Weihrauch zu streuen, so geschah dies offenbar zum geringsten Theile im Streben nach Geld und Reichthum. Friedländer wird daher recht haben, wenn er zu den Einleitungsworten des neunten Buches: Vale et para hospitium, die an Stertinius Avitus gerichtet sind, bemerkt, Martial habe sich vielleicht schon damals (94) mit dem Gedanken an die Heimkehr getragen.

Vergleicht man endlich noch die Schmeicheleien gegen Nerva und Trajan einerseits, und gegen Domitian andererseits, so ergibt sich ein Unterschied nur insoweit, als der Dichter den Ton nach dem Charakter des Princeps anschlägt und Domitian als Gott und Herrn (dominus deusque) und als den Jupiter Tonans, Nerva als den allzeit gütigen Fürsten und wiedererstandenen Numa, Trajan endlich als den immer siegreichen Feldherrn und Kriegsheros feiert.

37. Nach diesem Excurs über das Verhältnis Martials zu Kaiser Nerva und Trajan verdient noch ein Fragment, das als 33. Epigramm des liber spectac. bekannt ist, ein paar Worte. Es liefert nämlich den Beweis, wie gross bei der anerkannten Thatsache, dass Martial geschmeichelt habe, die Gefahr sei, ungerecht zu werden und Schmeichelei zu wittern, wo gar keine Spur zu entdecken ist; sonst wäre Teuffel kaum auf seine eigen-

---

[1]) Vgl. Hübner, Wochenschr. f. cl. Philol., 1887, Nr. 27, S. 846, wo die nämliche Ansicht ausgesprochen wird.

[2]) Vgl. Mommsen, Index Plin. u. Schiller, a. a. O. S. 545.

[3]) Sellar (Extracts from Martial) nennt Martial einen „durchaus geschulten Weltmann." Vgl. auch Munk, Gesch. d. röm. Lit. II, 290.

thümliche Auffassung verfallen [1]). Die Nachahmung des Epigramms von Ausonius klärt den Sinn des erhaltenen Distichons soweit auf, dass an der Richtigkeit der Erklärung Friedländers niemand zweifelt. Weitere Schlüsse daraus zu ziehen, wird kein vorsichtiger Forscher wagen.

Wenn wir zugegeben haben, dass Martial den Kaiser Domitian, den er so oft und überschwenglich bei dessen Lebzeiten angesungen, nach dessen Tod verurtheilt und namentlich sich gegen dessen Tyrannei und Selbstüberhebung scharf ausgesprochen habe, so müssen wir diesbezüglich noch auf eine Erscheinung im römischen Leben unser Augenmerk richten, nämlich auf die sogenannte Apotheose oder Consecratio der verstorbenen Kaiser.

Es war nämlich Sitte geworden, dass der Senat über den verstorbenen Fürsten ein förmliches Todtengericht hielt [2]). Fiel es ungünstig aus, d. h. wurde ihm die „Vergötterung“ verweigert, so kam dies einem völligen Vernichtungsdecret gleich, dem sich alle, selbst die politischen wie familiären Freunde des Geächteten ohne Veto oder Appellation unterwerfen mussten. Diese Vernichtungskatastrophe blieb natürlich bei der Erbitterung des Senates dem Domitian nicht aus. Kaum war das Gerücht von seiner Ermordung in die Stadt gedrungen, als die Senatoren, die sich in Schmeicheleien zu überbieten gesucht hatten, nun für die unverzügliche vollständige Ausrottung des Andenkens an den verhassten Tyrannen ihre Stimme abgaben [3]). An diesem Urtheilsspruche und am Schicksale des ehemaligen Gönners hatte auch Martial nichts zu ändern. Das Volk liess es geschehen, das Heer erkannte Nerva an, was sollte der Dichter thun? Er, der Domitian gewiss nie geliebt, aber auch keinen Grund hatte, ihn zu hassen, der jetzt einen seiner Gönner auf dem Throne sah? Er that, was der Senat, was die Honoratioren der Stadt, was ganz Rom that; er verurtheilte die Tyrannei Domitians und beglückwünschte sich zur neuen, bessern Regierung. Dies musste er thun vermöge der äussern Umstände; dies konnte er thun, ohne sich den Vorwurf der Heuchelei zuzuziehen, weil er nach damaliger Anschauung durch seine Schmeicheleien kaum erheblichen Anstoss erregt hatte. Es ist meines Wissens kein Zeugnis aus dem Alterthume vorhanden, das Martial einen Vorwurf von der Art machte. Selbst Plinius, der gewiss kein Lobredner und Freund Domitians war, nimmt mit Freuden ein Lobgedicht von Martial entgegen und spricht sich nach des Dichters Tod sehr anerkennend über ihn aus. (Vgl. Mart. X, 19; Plin. Epist. III, 21).

Mit diesen Anschauungen hängt noch eine andere Erscheinung im

[1]) Vgl. Gesch. d. röm. Lit. II^5, 788.
[2]) Vgl. Paulys Realencykl. s. v. consecratio.
[3]) Vgl. Imhof, a. a. O. S. 124 f.; Friedländer S. G. III, 210 f.

römischen Kaiserstaate zusammen, nämlich der Mangel dynastischer Rücksichtnahme bei den römischen Geschichtschreibern dieser Epoche [1]). Dynastisches Gefühl und monarchischer Sinn sind in Rom lange ungekannt geblieben. Daher die rücksichtsloseste Behandlung der vom Schauplatz dieser Welt abgetretenen Herrscher, welche in den schärfsten Gegensatz zum übertriebenen Culte und Servilismus gegenüber den jeweilig regierenden tritt. Beispiele auf der einen Seite liefert Senecas Apocolocyntosis, die zahlreichen Ausfälle gegen Nero u. a., auf der andern Seite Senecas consolatio ad Polybium und die Geschichtschreiber Vellejus·Paterculus und Valerius Maximus. Nur von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich ferner die Thatsache, dass Martial den Thrasea Pätus, Arria und andere, welche als Opfer ihres Freimuthes gefallen waren, als Typen und Ideale des Heldenthums zu feiern wagen konnte [2]).

Aus alldem geht hervor, dass der Servilismus in Rom zum Theil auf staatlichen Institutionen fusste. Die ganz entgegengesetzten Urtheile über die Kaiser vor und nach ihrem Tode müssen nicht nothwendig als aus persönlicher Schmeichelsucht und Heuchelei hervorgegangen betrachtet werden, sondern haben ihren Grund vielfach in den specifisch römischen Culturverhältnissen. Dabei bleibt aber immerhin wahr, dass auch Schmeichelsucht und alle Arten egoistischer Motive bald mehr, bald weniger die Entwickelung und das Ueberwuchern dieser exotischen Giftpflanze auf dem römischen Boden gefördert haben.

38. Die Beziehungen Martials zum Hofe mussten ihn nothwendig auch mit den kaiserlichen Günstlingen in Berührung bringen. Es waren meistens Freigelassene und Emporkömmlinge, die in ihrem sprichwörtlichen Hochmuthe von allen geehrt und überall genannt sein wollten. Daher fehlte es auch unserm Dichter, wie andern z. B. Statius, nicht an Gelegenheit, sie durch Lobgedichte zu verherrlichen. Schon aus den persönlichen Verhältnissen erklärt sich die Entstehung mancher Epigramme dieser Art, ohne dass man Servilismus als Motiv annehmen müsste. Betrachten wir die Epigramme selbst:

VIII, 68. An Entellus, jedoch ohne persönliches Lob.

IV, 8. An Euphemus, welcher dem Kaiser das Buch überbringen soll.

V, 5. An Sextus, der wahrscheinlich Bibliothekar war und zugleich das Amt a studiis bekleidete. Die Schmeichelei gilt nicht ihm, sondern seinem kaiserlichen Herrn. Vielleicht ist auch in V, 38 eben dieser Sextus gemeint.

---

[1]) Vgl. über dieses und das Folgende Sybels Histor. Zeitschr., N. F. XXV, S. 213–216; 221 f.

[2]) Ueber das Verhältnis der Stoiker zur Regierung vgl. Friedländer, S. G. III, 318 ff.

Ferners die zahlreichen Anspielungen an Latinus: I, 4, 5; II, 72, 3; III, 86, 3; V, 61, 11; XIII, 2, 3; (vgl. IX, 28).

XI, 13. Auf des Paris Grabmal. Das Lob (Urbis deliciae ... Romani decus et dolor theatri) ist nicht unbegründet, aber auch nicht gegen Domitian gerichtet, zu welcher Annahme jede Andeutung fehlt.

Immerhin noch in gemässigtem Tone, wenn auch nicht ganz frei von Schmeichelei, sind die Epigramme an Claudius Etruscus und dessen Vater gehalten:

VI, 42. Lobgedicht auf dessen Bäder.

VI, 83. Feiert eher den Kaiser, als den Etruscus.

VII, 40. Trostworte an den jungen Etruscus über den Hingang seines Vaters. Das Gedicht lässt eher auf liebevolle Theilnahme vom Dichter, als auf Schmeichelei schliessen. Vergleicht man es diesbezüglich mit Silv. III, 3 des Statius, so fällt der Vergleich gewiss nicht zu Ungunsten Martials aus, wenn es auch wahrscheinlich ist, dass die Epigramme dem Dichter eine materielle Unterstützung eintrugen, was bei Statius wegen der ausdrücklichen Bestellung unzweifelhaft der Fall war [1]).

39. Unverantwortlicher scheint uns die Sprache Martials den drei folgenden Höflingen gegenüber. Am ehesten entschuldbar können die Epigramme an Earinus im neunten Buche genannt werden:

IX, 11, 12, 13. Alle drei enthalten dasselbe Wortspiel mit dem Namen Earinus (ἔαρ).

IX, 16. (Ille puer tota aula gratissimus domino). Vergleich mit Ganymed.

IX, 17. Gebet für Earinus.

IX, 36. Schmeichelt mehr Domitian, als dem Earinus. Positives Lob auf den eitlen Emporkömmling spricht der Dichter nirgends aus; daher immer dieselbe Spielerei mit dem Namen. Form und Inhalt der Gedichte charakterisieren offenbar den Mann, dem sie gelten: Leerer Glanz, hohler Ruhm und äussere Machtstellung sollen persönliches Verdienst, hohe Tugend und edle Gesinnung ersetzen. Der Vergleich dieser Epigramme mit des Statius Silv. III, 4 ist in doppelter Hinsicht geeignet, Martials Schuld zu mildern. Fürs erste spendet Statius in seinem über hundert Verse umfassenden Gedichte dem Earinus überschwenglicheres Lob (vgl. Vers 60 ff.); der Ton der Dichtung ist viel pathetischer. Fürs zweite ist fast mit Sicherheit anzunehmen, dass die Epigramme Martials später gedichtet sind, als Silv. III, 4. Ausser den nicht zu verachtenden Gründen,

---

[1]) Ueber das Verhältnis des Statius zu Etruscus vgl. Ruediger, l. c. p. 8—10; p. 10 wird gesagt, Statius habe das Gedicht an Etruscus „non mera adulatione" gemacht.

welche Kerckhoff für diese Annahme beibringt[1]), scheint auch der Umstand dafür zu sprechen, dass Earinus weder in einem früheren, noch späteren Buche Martials erwähnt wird. Entweder sah sich dieser also auf directe Bestellung von Earinus oder aus Furcht vor dessen Abneigung und aus Eifersucht gegen seinen Widerpart zu dieser Lobhudelei genöthigt. Jedenfalls darf man letztere Vermuthung nicht zur Entschuldigung des Statius allein geltend machen[2]).

40. Ein Günstling Domitians war nach der Vermuthung Hirschfelds und Friedländers auch Crispinus, an welchen VII, 99 und VIII, 48 gerichtet sind. Besonders schmeichelhaft mussten in den Ohren des Höflings die Einleitungsverse zu VII, 99 klingen, wenn darin auch nur ein leerer Wunsch ausgesprochen ist: Sic placidum videas semper, Crispine, Tonantem, | Nec te Roma minus quam tua Memphis amet, et q. s. Möglicherweise hat der Dichter nur fingiert, um auf diesem neuen Wege dem Kaiser seine Muse zu empfehlen. Wenn auch ferner das Lob in VIII, 48 nichtssagend ist, so liegt doch etwas Unwürdiges in dem Umstande, dass der Dichter den Hofcreaturen Domitians, die verhasst waren, mochte man sie äusserlich noch so sehr ehren, seine Muse zur Verfügung zu stellen scheint. Leider fehlt uns fast alle Kenntnis über Martials nähere Beziehungen zu diesen Höflingen. Und doch müsste zu einem sicheren Urtheile z. B. feststehen, ob der Dichter Geldmittel aus ihren Händen empfieng oder zu empfangen hoffte, ob er sich ihnen von freien Stücken gerade in der Hoffnung auf Unterstützung oder Vermittlung genaht oder aus Furcht vor ihrer gefährlichen Machtstellung u. s. w. Man denke nur an das Delatorenunwesen, an die Unzahl der Dilettanten und Neider, und man wird diese poetischen Tändeleien etwas gnädiger zu beurtheilen sich bestimmt fühlen.

41. Der einflussreichste und ausgesprochenste Günstling Domitians war ohne Zweifel der Kämmerer Parthenius[3]). Martial rühmt ihn öfter als Dichter und ist vielleicht auch deshalb mit ihm näher in Berührung gekommen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man mit Rücksicht auf Martials Manier, alles zu übertreiben, auch das der Dichtung des Parthenius gespendete Lob als übertrieben ansieht. Auffallend ist, dass Statius dieses Günstlings nicht gedenkt, während der von ihm gefeierte Abascantus bei Martial unerwähnt bleibt. Die diesbezüglichen, theils schmei-

[1]) Vgl. Kerckhoff, Duae quaestiones Papinianae, Berol. 1884, p. 17 ssq. (Statius carmen fecit, quo capilli consecrarentur, Martialis de consecratis . . . iocosa epigrammata scripsit — capillos posuit — misit — posito modo crine. Stat. praefat.: cum petiisset, ut . . . dedicarem.).

[2]) Vgl. Teuffel, Gesch. d. röm. Lit., II[5], S. 781; Ruediger, l. c. p. 10 sq., welcher zu Gunsten des Statius spricht, jedoch nicht überzeugend.

[3]) Ueber Parthenius vgl. Friedl., S. G. I, 101; Paulys Realencycl. s. v. Nr. 9.

chelnden, theils bettelnden Epigramme sind: IV, 45 (Auf den fünften Geburtstag des Burrus, des Söhnleins des Parthenius); V, 6 (Musae, Parthenium rogate vestrum et q. s.; vgl. V, 5); VIII, 28 (Sed licet haec primis nivibus sint aemula dona, | Non sunt Parthenio candidiora suo.); IX, 49 (Vers 6: Dum erat (scl. toga) auctoris nomine digna sui; Vers 10: Haec toga iam non est Partheniana, mea est.); XI, 1 (Numquid Parthenium videre? Certe. — Libros non legit ille sed libellos: Nec Musis vacat, aut suis vacaret.); XII, 11 (Parthenio dic, Musa, tuo nostroque salutem: | Nam quis ab Aonio largius amne bibit? | Cuius Pimpleo lyra clarior exit ab antro? | Quem plus Pierio de grege Phoebus amat? — vgl. VII, 99 und Nr. 40).

Zu diesen Gedichten steht in merkwürdigem Gegensatze der Tadel, der in IV, 78 gegen das übertriebene Haschen nach der Gunst der Einflussreichen, namentlich des Parthenius und Sigerius ausgesprochen wird. Der Dichter scheint für sich aus einem uns unbekannten Grund das Recht, das er andern, insbesondere den Greisen, abspricht, zu beanspruchen. Oder liegt vielleicht blosse Fiction vor? Indes ist bei Beurtheilung dieser Epigramme an Parthenius meines Erachtens Folgendes zu berücksichtigen. Erstens muss das Verhältnis des Dichters zu Parthenius ein engeres, familiäres gewesen sein, ähnlich wie das zum Dichter Arruntius Stella; darauf deutet die Sprache z. B. in XII, 11; IV, 78, und der Vergleich mit VIII, 28; VIII, 44; IX, 49; denn wie wir sehen werden, erlaubt sich Martial ähnliche Gedanken und humoristische Kleinigkeiten nur vertrauteren Freunden gegenüber. Auch blieb der Dichter seinem Freunde über den Tod hinaus treu, sonst hätte er das Gedicht XII, 11 nicht in das viel später veröffentlichte Buch aufgenommen. Ferner muss man die hervorragende Stellung, welche Parthenius nicht bloss unter Domitian, sondern auch unter Nerva einnahm, sich stets vor Augen halten. Indem ich auf die eingehende Behandlung der höfischen Verhältnisse in Friedländers Darstellung der Sittengeschichte Roms (I, 65—194) verweise, sei hier nur auf den einen und andern Punkt hingedeutet. Den „allmächtigen“ Dienern des Kaisers zu huldigen, hat die höchste Aristokratie Roms gewetteifert, wie sehr der Adelstolz und die innerliche Verachtung sich dagegen sträuben mochte; der Senat selbst erwies ihnen durch seine Beschlüsse unerhörte Ehrenbezeugungen. Die Schmeichelei gegen den Princeps dehnte sich naturgemäss auf seine nächste Umgebung aus und gehörte gar bald zum „guten Tone.“ Hatte jemand Beziehungen zum Hofe oder zu einer Person aus der Umgebung des Hofes, so blieb wohl kaum etwas anderes übrig, als sich der Hofetikette zu fügen und sich mit dem Hinweis auf die allgemeine Sitte zu beruhigen. Um so eher konnte Martial als Mann aus dem Volke sich auf das Beispiel der Aristokraten und angesehensten Persönlichkeiten berufen und, ohne Anstoss zu erregen, die einflussreichen Höflinge besingen.

Uebrigens verrathen seine diesbezüglichen Gedichte keinen schmeichlerischeren Ton, als die des Statius, und es gebürt daher beiden die gleiche nachsichtige Beurtheilung.

42. Wir haben schon bei Besprechung der einzelnen Epigramme und deren Zusammenfassung in Gruppen mehrere Gesichtspunkte zu kennzeichnen gesucht, welche für ihre richtige Beurtheilung massgebend sein müssen. Es erübrigt nun noch, den Blick auf die Gesammtheit zu richten und Martials Poesie als Theil des organischen Ganzen zu betrachten, aus dem sie hervorgewachsen, als Product der römischen Literatur; denn die Dinge erkennen wir oft am richtigsten aus der Umgebung, welche ihnen Licht und Schatten verleiht. Insbesondere scheint uns in dieser Frage die Betrachtung gewisser Erscheinungen in der zeitgenössischen und unmittelbar vorausgegangenen Literaturepoche Roms fruchtbringend zu sein. Der Kürze halber mögen hier einfache Hinweisungen und Andeutungen genügen. Um zuerst Horaz zum Vergleiche heranzuziehen, ist bekannt, wie er die bedeutendsten Ereignisse im Leben des Kaisers Augustus mit seinen schwungvollen Liedern begleitete, wie er bewusst und mit ausgesprochener Absicht die Segnungen der neuen Herrschaft in zahlreichen Gedichten preist und Octavian als zweiten Romulus unter die Götter versetzt. Ich verweise unter andern auf die Oden: I, 12; 35; III, 3; 5; 14; 25; IV, 4; 5; 14; 15; Epist. I, 13; II, 1. Und doch kann man hierin nicht wohl unwürdige Schmeichelei erblicken; denn Horaz strebte nicht nach persönlichem Vortheil, sondern wahrte sich dem Kaiser gegenüber vollständige Unabhängigkeit; seine panegyrischen Gedichte sind im allgemeinen der Ausdruck der innern Ueberzeugung. Wenn man nun auch Letzteres für Martial nicht so ohne jede Beschränkung zugeben kann, so darf man doch zu seinen Gunsten geltend machen, dass auch bei Octavians musterhafter und glanzvoller Regierung selbstsüchtige, herrschbegierige Politik mit im Spiele war [1]) und dem Horaz nicht entgangen sein kann. Ferner wissen wir, dass Martial aus seinen Vorgängern, namentlich aus Catull und Ovid, aber auch aus Horaz, Vergil und andern vielfach seine Stoffe, Gedanken, Bilder und Redewendungen geschöpft hat. Dass diese Beeinflussung aber auch und ganz besonders für die panegyrischen Gedichte gilt, liegt auf der Hand, und es ist selbst dort eine stoffliche Abhängigkeit möglich, wo die äussere Form kein Kriterium dafür zu erkennen gibt. Man vergleiche beispielshalber die Horazische Ode IV, 5, worin die Sehnsucht Roms nach der Rückkehr des Herrschers geschildert wird, mit den Epigrammen VII, 5—8; ferner Carm. IV, 16 mit Mart. X, 6, 7 u. a. m. Frappant ist die Gedankenähnlichkeit in Hor. Epist. I, 13, 1—5, und Mart. V, 6.

---

[1]) Vgl. C. Peter, Gesch. Roms, III, 1, 90 f.

Dieser Einfluss der Augusteischen Dichter auf Martials Poesie tritt naturgemäss am klarsten hervor bei Ovid; haben ja, wie schon früher erwähnt, ihre Charaktere ebenso wie ihre Poesie manche ähnliche Züge [1]. Dies ist es auch, was mich in den Epigrammen Martials weit öfter blosse Fiction vermuthen lässt, als man gewöhnlich annimmt. Namentlich muss Ovids ewiges Klagen und Schmeicheln auf die Dichtung Martials von nachhaltiger Einwirkung gewesen sein. Der äussere Anstoss war bei beiden in der Lebenslage dauernd vorhanden, und auch unser Dichter hatte Grund genug, ein ähnliches Schicksal zu fürchten wie Ovid, weshalb er sich denn auch mit offenbarer Anspielung auf seinen Vorgänger oft zu rechtfertigen suchte [2].

43. Nach den Augusteischen Dichtern beginnt sich in der Literatur die eigentliche Hofschmeichelei breit zu machen. Doch greifen wir zur Vergleichung nur die hervorragendsten Schriftsteller heraus, von denen man vermöge ihres Charakters, ihrer Stellung u. dgl. erwarten würde, dass sie sich dem verderbten Zeitgeiste entgegengestellt und nicht zu unwürdiger Schmeichelei herabgelassen hätten.

Zu den abnormsten Erscheinungen in der römischen Literatur gehört ohne Zweifel die Trostschrift Senecas an Polybius und die sogenannte Apocolocyntosis von demselben Verfasser. Der Inhalt beider Schriften und ihre Bewandtnis dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Thatsache, um die es sich hier handelt, steht fest. Seneca fand es nämlich, um seine Rückberufung aus der Verbannung zu erwirken, nicht unter seiner Würde, gegen Kaiser Claudius und dessen Günstling Polybius die abgeschmacktesten Schmeicheleien in den Trostbrief einzuflechten. (Vgl. Cap. VII, XII, XIII, XVII). Den nämlichen Kaiser Claudius setzt er in seiner nicht viel später verfassten Apocolocyntosis („Verkürbissung") mit cynischem Sarkasmus dem Gelächter und der Verachtung in unerhörter Weise aus. Und dennoch wird Seneca fast übereinstimmend, wenn auch nicht von jeder sittlichen Schwäche, so doch von bewusster Heuchelei freigesprochen [3]. Dabei nimmt sich aber die Charakterschwäche, die eine solche Handlungsweise verräth, an einem Philosophen wie Seneca, der gern den Sittenprediger spielt, dessen Schriften voll sind von erhabenen moralischen Grundsätzen, ganz anders aus, als an einem Witzbolde wie Martial. Alles, was man zu Gunsten Senecas ins Feld geführt hat, muss daher um so eher auf unsern Dichter übertragen werden können. Dahin gehört vor allem der allgemein herrschende Einfluss der Rhetorik. Peter verweist in seiner Geschichte Roms auf ein Zwiegespräch Senecas mit Nero, worin dieser den

[1] Vgl. Friedl., Einleit. S. 25; S. G. III, 407 f.

[2] Vgl. A. Zingerle, Martials Ovidstudien, S. 7.

[3] Vgl. die Literatur über Senecas Charakter in d. Geschichte d. röm. Lit. von Teuffel, II⁵, 694.

Seneca ebenso mit Redensarten abfinde, wie Seneca ihn mit den Mitteln der Rhetorik habe fangen wollen [1]). Wenn ein Mann wie Seneca soweit vorangegangen war, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn die Spätern ohne Bedenken dem Beispiele folgten. So griff aber allmählig eine verkehrte Anschauung auch auf diesem Gebiete platz, wie es auf dem des Obscönen der Fall war. Die Vertrautheit Martials aber mit den Schriften Senecas beweisen die zahlreichen Reminiscenzen [2]). Bezüglich des Einflusses der Rhetorik sei hier auf das früher Gesagte verwiesen und nur an Martials Verwandtschaft mit Juvenal erinnert. Beide berühren sich nicht nur häufig im Stoff, was natürlich ist, sondern auch im Charakter des Stiles, der ein hyperbolisches Gepräge hat und zuweilen, von declamatorischem Pathos getragen, vom Natürlichen und Wirklichen in das Reich des Transcendentalen und Phantastischen sich verirrt [3]).

44. Wie sehr sich ferner die Schriftsteller der damaligen Zeit für verpflichtet glaubten, das Lob des Kaisers zu verkünden, ersieht man aus den Epikern: aus Lucan, der in seinem Epos Pharsalia (I, 33—66) in die obligate Lobpreisung des Kaisers Nero ausbricht; aus den Punica des Silius Italicus, wo (III, 594—629) der Flavischen Dynastie ein Panegyrikus angestimmt wird (Uebertrieben und bombastisch klingen namentlich die Verse über Domitians Kriegserfolge. Gegen Ende des Werkes machen tiefempfundene Seufzer dem Lob Platz); ersieht man ferner aus des Valerius Flaccus Argonautica ebenso wie aus den Epen des Statius, dessen Thebais Domitian gewidmet ist (vgl. I, 17—33) und in dessen Achilleis dem Kaiser die epische Behandlung des germanischen Krieges zum zweitenmale versprochen wird (I, 19); ersieht man endlich besonders klar aus Quintilian, der seinem ihm gewogenen Herrscher aus Dankbarkeit die wahrheitswidrigsten Huldigungen darzubringen sich bemüssigt fühlte (vgl. Instit. Orat. IV. prooem. 3—5; X, 1, 91 sq.). Dabei muss aber noch in Rechnung gezogen werden, dass diese epischen Dichtungen, welche meistens mythologische Stoffe griechischer Sagenkreise oder die nur theilweise nationale Färbung hatten, behandelten [4]), ebenso wie die Schrift Quintilians einem solchen Excurse auf das jeweilige Staatsoberhaupt ganz ferne lagen. Daher sind die Huldigungen dieser Schriftsteller an und für sich viel weniger berechtigt, als die eines Epigrammatikers, und wir können sie uns nur aus der herrschenden Sitte erklären.

Auf den Servilismus einiger Geschichtschreiber, wie des Vellejus

---

[1]) Vgl. Peter, III, 1, 350. Das Gespräch berichtet Tacitus, Ann. XIV, 53—56.

[2]) Vgl. Schenkl, Deutsche Literaturzeit., 1887, S. 163.

[3]) Vgl. Teuffel, Stud. u. Charakt., S. 416 mit der Anmerk.

[4]) Vgl. Haube, Die Epen des silbernen Zeitalters d. röm. Lit. I, S. 3 f.; Friedl., S. G. III, 405; ebenso 366—373.

Paterculus und Valerius Maximus, wurde schon früher hingewiesen. So sehen wir fast der ganzen Literatur einer langen Zeitperiode ein höfisches Element beigemengt, bis nach dem Abtreten der Despoten ein Tacitus und Juvenal sie wiederum reinigen. Während aber Juvenal wohl nur als Satiriker die Geissel schwang, war Tacitus einer jener seltenen Männer, welche vom Pesthauche der Umgebung nicht angesteckt wurden. Sein Vorbild war Agricola. In seinem aristokratischen Hochgefühle huldigte er nie dem Despotismus und schrieb seine Geschichte erst, als er es ohne Gefahr in seinem Geiste thun konnte. Männer, wie Thrasea Pätus, Helvidius Priscus, welche als Opfer ihrer offenen Opposition das Leben verloren hatten, waren daher auch nicht nach seinem Geschmacke [1]). Tacitus blieb aber mit seiner Anschauung ganz vereinzelt, wie die Geschichte bezeugt; denn selbst Persönlichkeiten, welche sonst unsere Anerkennung in seltenem Grade geniessen, sahen sich zu den niedrigsten Schmeicheleien und Huldigungen gegen die Kaiser genöthigt. Es sei hier auf die Beispiele verwiesen, welche Urlichs gelegentlich beibringt [2]). Ich erinnere nur an Plinius den Jüngern und dessen Panegyrikus auf Trajan, eine Schrift voll feinen höfischen Witzes. So sehr hatte sich die Macht der Gewohnheit auf diesem Gebiete geltend gemacht. Gelang es ja nur wenigen Römern, den in vieler Hinsicht beschränkten und tiefgelegenen Gesichtskreis der specifisch römischen Anschauungen zu erweitern oder höher zu stellen und sich zu einer sittlich erhabeneren Auffassung emporzuschwingen. Es braucht nur an die Ansicht der Römer über die Schauspiele erinnert zu werden, welche weit unter dem allgemein menschlichen Standpunkt sich hielt. Seneca ist der einzige Schriftsteller, der die Unmenschlichkeit der Gladiatorenkämpfe verurtheilt [3]).

45. Die plumpe Schmeichelei Quintilians hat man mit dem Hinweis auf seine dankbare Gesinnung für die Gunstbezeugungen einigermassen entschuldigt [4]). Und doch ist das an der citierten Stelle Domitian gespendete Lob um so auffälliger, als sonst das Urtheil des Schriftstellers zutreffend, sein Geschmack ein gesunder, sein Stil nüchtern und durchaus frei ist von rhetorischem Pathos. Auch Martial hatte Grund zur Dankbarkeit; denn wenn auch sehr unwahrscheinlich ist, was Ruediger, ohne es zu beweisen, als sicher behauptet [5]), dass der Dichter von Domitian ein kleines Landgut (villulam) zum Geschenke erhalten habe, so wurde ihm doch die Würde eines Tribuns und Ritters und die Bestätigung des Drei-

[1]) Vgl. Nipperdey, Einleit. z. Tacitus Ausg. XIX.

[2]) Urlichs, De Taciti vita et honoribus, Würzb., 1879, p. 11.

[3]) Vgl. darüber Friedl., S. G. II, 370 ff.

[4]) Ich verweise auf die Literaturgesch. von Munk (II, 306), Teuffel (II[5], 798), Bähr (II, 499) u. a.

[5]) Ruediger, l. c. p. 8.

kinderrechtes zutheil. Eine nicht minder schätzenswerte Wohlthat, zumal für einen Clienten wie Martial, war die stete Gewogenheit und Aufmerksamkeit, womit der Kaiser den Dichter und seine Werke beehrte.

46. Berücksichtigen wir noch die Zahl der Epigramme, die an den Kaiser und dessen Günstlinge gerichtet sind, so können wir sie wohl als eine verhältnismässig nicht zu grosse bezeichnen. Die Zahl derjenigen, in denen nicht groteske Uebertreibung oder witzige Manier Gedanken und Worte beherrschen, sondern in denen man bewusste Entstellung oder ernstgemeinte Bettelei mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, ist geradezu verschwindend klein. Diese selbst vertheilen sich auf einen langen Zeitraum; es sind viele Gelegenheitsgedichte im eigentlichen Sinne des Wortes darunter, welche der Dichter namentlich für das Volk dichtete, das nicht der ganzen Sammlung, sondern wohl nur dem letzterschienenen Buche mit dem „Allerneuesten" sein besonderes Interesse entgegenbrachte. Wir freilich urtheilen jetzt, da die ganze Sammlung vor uns liegt, ganz anders; wir lesen eine ganze Reihe derselben hinter einander, ohne uns die specielle Veranlassung, welcher das einzelne Gedicht seine Entstehung verdankt, gegenwärtig zu halten. So lassen wir uns nur zu leicht verleiten, die augenblickliche Stimmung, in welcher der Dichter das einzelne Gedicht verfasst hat, als seine permanente zu betrachten. Nichts ist aber unbilliger als dieses; denn dem Dichter thun wir Unrecht, uns selbst erregen wir Ekel anstatt Genuss. W. Scherer behauptet, eine Sammlung von beliebigen Gedichten, von denen jedes für sich noch so schön sein möge, könnten wir nicht alle hinter einander vertragen, weil eine Gedichtsammlung schon an sich etwas Unnatürliches sei [1]). Umsomehr muss das bei Gedichten der Fall sein, deren nähere Veranlassung uns völlig unbekannt ist, die alle dasselbe Thema, das zudem sehr heikel ist, behandeln und durch diese Eintönigkeit bis zum Ekel zu ermüden geeignet sind.

47. Wir stehen also nicht an, das, was am Schlusse des I. Theiles dieser Abhandlung zu Martials Beurtheilung gesagt wurde, auch in Rücksicht auf vorliegende Epigramme festzuhalten. Sein Leben und seine Dichtung bieten keine Züge eines grossen Mannes von starkem Willen, fester Ueberzeugung und hohen Ideen. Er war nicht darnach angelegt, den verderbten geistigen Strömungen, welche seine Zeit durchwogten, Widerstand zu leisten; er liess sich mitfortreissen. So wurde seine Dichtung ein ziemlich treues Abbild der Zeit, sie gibt aber nur ein vielfach getrübtes, ungenaues Bild seines Wesens. Die Charakterschwächen, die sein persönliches Verhältnis zu den Grossen und Mächtigen verräth, theilt er mit den Zeit-

[1]) Vgl. Wilh. Scherer, Deutsche Poetik, Berl., 1888, S. 194.

genossen fast ausnahmslos, selbst mit jenen, welche sonst untadelig vor unsern Augen dastehen.

IV.

48. Im Folgenden soll uns noch die Frage über das Verhältnis unseres Dichters zu seinen Privat-Gönnern und persönlichen Freunden beschäftigen, wie es sich aus den sehr zahlreichen Epigrammen an diese Gönner erkennen lässt. Insbesondere kommen in Betracht jene Epigramme, in welchen der Dichter reiche Personen entweder offen anbettelt, oder wo doch diese Tendenz zugrunde liegt. Es ist schon von vorneherein einleuchtend, dass wir hier noch weit mehr und öfter auf unsicherem Boden wandeln müssen, als es bei den Epigrammen an die Kaiser und deren Günstlinge der Fall war, weil eben in manchen nothwendigen Fragen eine bestimmte Antwort ganz unmöglich ist; aber diese Fragen beziehen sich sehr oft nur auf Einzelheiten, welche zu wissen wohl für die Auffassung des betreffenden Epigrammes nothwendig wäre, nicht aber für die allgemeine Beurtheilung. Denn die Anzahl der Epigramme, die hier in Betracht kommen, ist sehr gross, die Verhältnisse zu Freunden und Gönnern sind äusserst mannigfaltig, so dass das eine das andere beleuchtet, ergänzt und verständlich macht [1]).

49. Betrachten wir zuerst die Epigramme an die eigentlichen Gönner des Dichters, soweit wir sie als solche erkennen. Wohl den schlimmsten Eindruck machen die zahlreichen Epigramme an M.' Aquilius Regulus. Martial schmeichelt ihm I, 12 und 82 mit dem Gedanken, dass er durch die Vorsehung der Götter vor grossem Unglück bewahrt worden, übrigens ein Gedanke, der auch andern gegenüber ausgesprochen wird. — I, 111 (überschwengliches Lob auf die Weisheit und Frömmigkeit desselben). — II, 74 (beiläufig rühmlich erwähnt). — II, 93 (Übersendung des zweiten Buches). — IV, 16, 6; V, 28 (als Typus eines glücklichen Anwaltes). — V, 10; 21 (blosse Anrede). — V, 63, 4 (Ipse tuo cedet Regulus ingenio; vielleicht unbeabsichtigt). — VI, 38 (schmeichelhaft). — VI, 64, 11 (als hervorragender Mann, welcher wie andere des Dichters Epigramme gerne liest). — VII, 16 (Aera domi non sunt, superest hoc, Regule, solum, | Ut tua vendamus munera: numquid emis? Ein grotesker Scherz, der durch ein ganz gleichgiltiges Vorkommnis eingegeben sein kann. Die Bettelei ist ohne Zweifel weniger ernst zu nehmen als in VII, 31).

Wie die Epigramme zeigen, trug Martial kein Bedenken, diesem Manne, den wir als gefürchteten und verhassten Delator kennen, zu huldigen und ihn um seine Unterstützung anzugehen. Das Unwürdige und

---

[1]) Zu folgender Untersuchung ist zu vergleichen Friedl., S. G. III, 404 ff. und die Einleit. z. Ausg.; Mommsen, Index Plin. in der Textausg. der Plin. Briefe

Erniedrigende, das in dieser laxen Toleranz, wie Friedländer es bezeichnet, liegt, wird in unsern Augen nicht wenig gemildert, wenn wir uns gegenwärtig halten, dass die misslichen Lebensverhältnisse in der ersten Zeit des römischen Aufenthaltes, in welche die stärksten Schmeicheleien fallen, dem Dichter eine sorgfältige Auswahl der Gönner sehr erschwerte. Ferner hatte Regulus in Rom als Anwalt grosses Ansehen [1]). Das Urtheil des Plinius ist ohne Zweifel von Parteihass geleitet; war er ja doch in einen Privatprocess mit Regulus verwickelt gewesen [2]); sonst wäre die Stellung des letzteren nach Domitians Tod unerklärlich. Sehr beachtenswert ist der Umstand, dass nach dem sechsten Buche das Lob des Regulus verstummt, und dass nach dem siebenten, also in der Zeit, da das Delatorenunwesen unter Domitian wieder in Blüte kam und auch Regulus offenbar das unsaubere Geschäft zu betreiben anfieng, seiner gar keine Erwähnung mehr geschieht. Im Gegentheil wahrte sich der Dichter eine gewisse Freiheit, indem er wiederholt die Erbschleicherei geisselt, welche Plinius und Juvenal dem Regulus vorwerfen, indem er den Thrasea Pätus und Helvidius Priscus als Helden feiert, während doch Regulus den Junius Arulenus Rusticus auf Majestätsbeleidigung angeklagt hatte, weil er den Thrasea in seiner Biographie einen „Heiligen" genannt habe [3]). Alle diese Punkte beweisen soviel, dass es sehr gewagt scheinen muss, dem Dichter auf Grund seiner Epigramme an Regulus jeden Charakter abzusprechen.

50. Nicht nur ein Gönner, sondern auch ein vertrauter Freund war der Dichter Arruntius Stella [4]). Martials Epigramme führen ihn uns vor als Gönner, als Freund und Dichtungsgenosse: I, 7; Vers 4—5: „Tanto Stella mens tuo Catullo, | Quanto passere maior est columba" ist eine humoristische Zuspitzung in der Manier Martials, ebenso wie I, 44 durch Wortspiel und Alliteration sich charakterisiert. Die Sprache und der ganze Ton der Gedichte deuten auf enge Freundschaft. — I, 61, 4; als Dichter gepriesen; nebst Livius und Flaccus der Ruhm Pataviums; ähnlich V, 11, doch vielleicht nur scherzhaft. — V, 12 (auf die Dichtung). — IV, 6; VI, 21; VI, 47; VII, 14 (blosse Erwähnung). — IX, 55 (humoristisch). — IX, 89; X, 48; XI, 52. — Panegyrisch sind wiederum VIII, 78 (dithyrambischer Lobgesang auf Stellas Schauspiele zum sarmatischen Triumph); IX, 42 (Bitte an Apollo, er möge den Kaiser bewegen, dem Stella das Consulat zu verleihen); XII, 3 (Übersendung des zwölften Buches aus Spanien). Dieses letzte Gedicht athmet dieselbe Zuneigung und persönliche

---

1) Vgl. Mommsen, Index Plin. s. v.

2) Vgl. Thierfeld, Leben des jüngeren Plinius, Einleit. zur Übersetz. des Plin., München, 1828, I, S. LX f.; Plin. Epist. I, 5; II, 20; IV, 2; 7.

3) Vgl. Imhof, a. a. O. S. 109 f.

4) Über Arruntius Stella vgl. Dölling, Der Dichter Stella aus Patavium, Plauen, Prg. 1840.

Liebe wie die früheren. Und doch lässt sich nicht behaupten, der Dichter habe auch damals seinen materiellen Vortheil im Auge gehabt. Die Erinnerung an seine Armut ist mit Humor verwendet in V, 59; möglicherweise eine blosse scherzhafte Entschuldigung.

VII, 36. Danksagung für die übersandten Dachziegel. Vers 5—6: Horridus, ecce, sonat Boreae stridore December: | Stella tegis villam, non tegis agricolam, ist wohl nur ein Scherz, nicht eine ernstgemeinte Bettelei um eine Toga. Die damalige kalte Decemberwitterung mochte die Gedankenspielerei plötzlich eingeben, oder es ist der Ausdruck einer exaltierten Stimmung der eingebildeten Armut; denn zur Zeit der Entstehung dieses Gedichtes waren die Lebensverhältnisse des Dichters schon günstiger. Kurz, nach unserm Dafürhalten findet sich im Verhältnisse Martials zu Stella, wie es die Epigramme erkennen lassen, nichts Unwürdiges; vielmehr deutet die Sprache nicht bloss auf die Gönnerschaft sondern auch auf sehr familiären Umgang.

51. Martial hatte noch andere Gönner unter den damaligen Dichtern, so den Stertinius Avitus, der im Jahre 92 Consul war, und Silius Italicus. Ersteren redet er an I, 16 (Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura | Quae legis hic: aliter non fit, Avite, liber, ein treffendes Selbsturtheil über die Dichtung) und in den Spottgedichten VI, 84; X, 102 und XII, 75. Ferner ist an ihn gerichtet das dem neunten Buche vorgesetzte Epigramm, wo Martial ihn als Freund mit frater anredet, während Avitus als warmer Verehrer der Epigramme des Freundes erscheint. (Vgl. X, 96 und XII, 24). Die Einleitungsverse feiern ihn als Gönner, Dichter und Ehrenmann ohne Bettelei oder Schmeichelei. — Viel begeisterter singt er das Lob des zweiten, des Silius Italicus und seiner Söhne: IV, 14. Mit diesem schönen Epigramm führt sich Martial bei Silius ein, indem er seine Dichtung als lascivis madidos iocis libellos in Gegensatz zur ernsten Epopöe des Freundes stellt und dazu ein gleiches Verhältnis in Leben und Dichtung zwischen Vergil und Catull fingiert. — VI, 64, 10 wird Silius nicht mit Unrecht unter die angesehensten Persönlichkeiten eingereiht, welche Martials Epigramme gerne lesen: Quas (scl. nugas) et perpetui dignantur scrinia Sili; das Epitheton perpetuus sagt nicht zuviel, wenn man bedenkt, dass sich Martial selbst öfter die Unsterblichkeit prophezeit. Sehr schmeichelhaft feiert den Silius VII, 63, sowohl auf Grund des trefflich verwalteten Consulates als auch in Bezug auf seine spätere Beschäftigung mit den Musen; daher der Vergleich mit Cicero. Dieselbe Begeisterung verräth VIII, 66. — IX, 86; ein Trostgedicht über den allzufrühen Hingang des Sohnes Severus. — XI, 48 feiert den Gönner als würdigen Besitzer des Grabes Vergils und einer Villa Ciceros. Das Lob des reichen Gönners ist also nicht sparsam; jedoch findet sich keine Anspielung an empfangene Wohlthaten oder an eine Aussicht

auf solche. Bettelhafte Gesinnung und unwürdige Schmeichelei lässt sich aus den Epigrammen nicht entnehmen, selbst wenn man die Gönnerschaft als Hauptmotiv derselben betrachten will; Martial hat andere Freunde, von denen er nichts erwarten konnte, nicht weniger warm besungen. Weil die niedrige Tendenz nicht offen hervortritt, darf man im Urtheile nicht zu schroff sein.

Auf die gleiche Weise beurtheilen wir die Epigramme auf die beiden Brüder Domitius Tullus und Domitius Lucanus, deren gegenseitige Liebe als Beispiel hingestellt wird: I, 36; IX, 51; (vgl. III, 20; VIII, 75, 15).

52. Ein ganz interessantes Seitenstück zu den Epigrammen an Arruntius Stella bilden die Gedichte auf den Freund Quintus Ovidius. Martial huldigt ihm wie dem Stella, preist seine Tugenden, seinen Muth und seine Treue u. s. w. in demselben Tone, wie er Stella als Dichter feiert. Beiden gegenüber verkehrt er gleich offen und frei. Nun ist es aber mehr als wahrscheinlich, dass Ovidius kein eigentlicher Gönner oder Wohlthäter war, von dem Martial viel erwarten konnte; denn Ovidius war muthmasslich Client der Seneca. Die Bitte IX, 53 ist nur eine witzige Spielerei. Es darf also angenommen werden, Martial habe auch einzig auf Grund der Freundschaft und Bekanntschaft Lobgedichte geschrieben. Auf Ovidius beziehen sich: I, 105; IX, 53; 98; XIII, 119; panegyrisch sind: VII, 44; 45; 93; IX, 52; X, 44.

Ebenso wenig Anstössiges zeigt das Verhältnis Martials zum Centurio Aulus Pudens in folgenden Epigrammen: I, 31; V, 28; IV, 13 (auf dessen Verehelichung mit Claudia Peregrina); VI, 58 (panegyrisch); IV, 29; VI, 54; 78; VII, 11; 14; 97, (3); VIII, 63; IX, 81; XI, 38; XII, 51; XIII, 69. Jede Andeutung an Geschenke fehlt. Vielleicht wollte der Dichter dem Kaiser in den Epigrammen I, 31; V, 28 und VI, 58 einen Wunsch des Aulus Pudens nahelegen; ob mit Erfolg, ist unbekannt.

Nicht weniger warm und aufrichtig scheint des Dichters Freundschaftsverhältnis mit dem reichen Gönner Faustinus gewesen zu sein: I, 25 (Aufforderung an Faustinus, endlich seine Gedichte zu veröffentlichen, damit der Ruhm der Anerkennung nicht erst der Asche des Dichters zukomme); I, 114; 116 (Anrede); III, 2 (Übersendung des dritten Buches); III, 25; 39; 47; 58 (Anrede in Spottgedichten); IV, 10 (Übersendung des vierten Buches: I puer et caro perfer leve munus amico, | Qui meruit nugas primus habere meas); IV, 57; V, 32. Am meisten Anstoss scheint wohl folgendes Distichon erregt zu haben (V, 36): Laudatus nostro quidam, Faustine, libello, | Dissimulat, quasi nil debeat: imposuit. In der That zeigt es klar genug, wie schlimm es mit der Auffassung der Poesie damals bestellt war, wohin die Sitte, durch Gedichte die Gönner offen zu preisen, seit Horaz den Anfang gemacht, geführt hat. Je schlechter

die Zeiten wurden, desto grösser war auch die Gefahr einer Herabwürdigung der Person und der Poesie; denn die Poesie war für die meisten Dichter zugleich ihre Erwerbsquelle, und es hieng sehr oft von den Grossen und Reichen ab, wie sie das Verhältnis der Dichter zu sich selbst gestaltet wissen wollten. Martial hat in diesem Gedichte wie in andern wirklich nur die praktische Seite, freilich mit einer Offenheit, die etwas Cynisches an sich hat, ans Licht gezogen. Andere zeitgenössische Dichter mochten den Grundsatz verabscheuen, im Leben huldigten sie demselben ebensogut wie unser Dichter, der auch andere schwache Seiten, die er mit seiner Zeit theilt, offen schauen lässt. Wie ihm selbst — so gesteht er oft ein — fehle auch seiner Dichtung jener sittliche Ernst, welcher mit Erbitterung gegen diese Schwächen und Gebrechen loszieht, und er begnügt sich, lachend die Wahrheit zu sagen. Daher spricht er oft in der ersten Person, wo man richtiger die Alltagsmenschen als Subject denkt, vielleicht eben zu dem Zwecke, dass man ihm nicht vorwerfe, er wolle besser sein als andere. Auf viele Äusserungen darf man denn auch nicht zu viel Gewicht legen, weil sie nicht die bleibende Anschauung des Dichters sind. So lässt sich z. B. von keinem einzigen Epigramme Martials bestimmt nachweisen, dass es auf Bestellung gemacht worden, was man doch nach dem vorliegenden Distichon erwarten könnte. Als vertrauter Freund Martials tritt uns Faustinus ausserdem entgegen: V, 71; VI, 7; 53; 60; VII, 12; 80; VIII, 41; X, 51.

In einem ähnlichen Freundschaftsverhältnis wie zu Stella und Faustinus stand Martial auch zum Dichter Flaccus. Dies ergibt sich aus den Epigrammen: I, 57; 59; IV, 42; VII, 87, (1); VIII, 45; IX, 55; 90; X, 48; XI, 80; XII, 74; vielleicht auch IV, 49, worin die schwülstigen Epen gegeisselt werden; unwahrscheinlich I, 61 und 76, weil dieser Flaccus als arm vorausgesetzt wird. Dagegen fordert Martial den Flaccus VIII, 56 auf, sein Mäcenas zu werden, was sich mit ersterem nicht zusammenreimt.

53. Dass Martial sich die Gönnerschaft der hervorragendsten Männer Roms zu erwerben suchte, liegt in den Lebensverhältnissen begründet und ist klar verbürgt in seinen Epigrammen. Dieses Streben erkennen wir auch in den Epigrammen an Nerva, welche noch vor dessen Thronbesteigung gedichtet sind: V, 28, 4 (als Muster der clementia); VIII, 70. — Ferner ein Lobgedicht auf Quintilian: II, 90 (eine ziemlich offene Selbstempfehlung und Aufzählung der Lebenswünsche); — ebenso in dem Epigramme auf Plinius Caecilius: X, 19, dessen Beredsamkeit mit der Ciceros verglichen wird. Martial kannte wahrscheinlich die Schwäche des Plinius. — Dieselbe Tendenz verrathen die Epigramme (resp. die Einzelstellen) auf:

Licinius Sura[1]): VI, 64, 13 (gerühmt als Kunstkenner der Poesie); VII, 47 (auf seine Rückkehr; zum Gedanken vgl. I, 12 und 82).

Appius Maximus Norbanus: IX, 84 („Ille tuae cultor notus amicitiae — Meus est iste poeta, meus", deutet auf ein freundschaftliches Verhältnis).

Rabirius, Baumeister Domitians: VII, 56 (panegyrisch); X, 71 (Trostgedicht und Grabschrift auf das Denkmal seiner Eltern).

M. Antonius Primus, der sich im Kriege Vespasians gegen Vitellius hervorgethan: IX, 99. Die Anerkennung, die der Dichter von Antonius erhalten, kann nicht fingiert sein, und beweist, dass Martial selbst in höheren militärischen Kreisen Verehrer hatte. — X, 23; 32; 73 (Danksagung für eine herrliche Toga). Obwohl Antonius im Jahre 61 wegen Testamentsfälschung verurtheilt und aus dem Senate gestossen worden war, wird doch seine Rechtschaffenheit ausdrücklich hervorgehoben[2]). Vgl. X, 23, 7—8 und X, 32, 5—6.

Julius Proculus: I, 70 (Übersendung des ersten Buches); XI, 36 (zu dessen Genesung). Sein Haus erscheint als vornehm und musenfreundlich.

Maximus (Vibius?): I, 7 (als Verehrer Catulls eingeführt); I, 69; V, 70; X, 77; XI, 106 (Anspielung auf die Pflichten des Patronus den Clienten gegenüber); VII, 73 (?) (Geisselung jener Patrone, welche mehrere Häuser hatten und durch den Wechsel des Aufenthaltes die Clienten sich vom Halse hielten).

Macer: X, 17 (curator viae Appiae, Liebhaber der nugae oder ioci); V, 28 (?); X, 78; XII, 98 (?).

Atticus (Pomponius?): VII, 32; IX, 99 (Übersendung des neunten Buches).

Apollinaris Domitius: IV, 86; VII, 26 (Kritiker von gutem Geschmack); VII, 89; X, 30; XI, 15; X, 12 (?). Das Lob der feinen Kunstkritik in der Poesie wird nicht unbegründet sein, wenn auch vielleicht in Martials Manier übertrieben.

54. Unzweifelhaft ist das Clientelverhältnis zu Julius Frontinus, dessen zweites Consulat X, 48, 20 erwähnt wird. — X, 58 (Entschuldigung und Jammer über die lästigen, zeitraubenden Clientendienste).

Zu den Gönnern, deren Gönnerschaft sich bestimmt erweisen lässt, gehören ferner: Polla Argentaria, Lucans Gemahlin: VII, 21; 22; 23

---

[1]) Über die Tüchtigkeit und Bedeutung dieses Mannes vgl. Mommsen, Ind. Plinian. s. v., und Plinius, Epist. IV, 29; VII, 26.

[2]) Vgl. Friedl., S. G. I, 188; III, 396. Übrigens kann man füglich an die neunte Ode des IV. Buches des Horaz erinnern. Vgl., was H. Schütz, Oden und Epoden des Horaz, in der Einleitung zur Ode sagt.

(Festgedichte zum Geburtstag ihres Gemahls); X, 64. Auch von Statius wird Polla warm besungen.

Antistius Rusticus und seine Gemahlin Nigrina: IV, 75; IX, 30; es wird im Gegensatz zu den Frauen jener Zeit namentlich ihre Liebe und Treue gepriesen.

Atedius Melior: II, 69; IV, 54. — VI, 28; 29 beziehen sich auf den Tod des Freigelassenen Glaucias (vgl. Statius Silv. II, 1); VIII, 38 (Lob der pietas). — Statius wird nicht müde, seinem Gönner mit den Attributen dilectus, carissimus, nitidus, optimus, placidus zu huldigen.

Licinianus, ein Landsmann Martials, Besitzer mehrerer Villen: I, 61, 11 (erwähnt als Zierde der Vaterstadt Bilbilis); I, 49; IV, 55. — Hinneigung und Anhänglichkeit an die Heimat und an seine Landsleute ist ein stehender Charakterzug Martials.

Marcella, Martials Gönnerin in der Heimat. Er hat sie in zwei Gedichten XII, 21 und 31 verewigt, indem er sie als seinen einzigen Trost und ihre Gärten und Villen als unübertroffen preist.

Severus, der Sohn des Silius Italicus: II, 6; V, 11 (?); VI, 8 (Scherz über die schlimme Stellung der Dichter); VII, 34 (Geisselung der Denuntianten); VII, 38; 49; 79; VIII, 61. — Ob in V, 11; 80; X, 57 derselbe Severus oder Septimius Severus gemeint sei, lässt sich nicht entscheiden.

Terentius Priscus, einer der vorzüglichsten Gönner unseres Dichters nach seiner Rückkehr nach Spanien: VI, 18 (Trostgedicht); VIII, 12. Martial betheuert in diesem Gedichte, dass ihm die Freiheit und Unabhängigkeit über alles gehe, weshalb er lieber arm bleiben wolle, als eine reiche Frau heiraten, und es ist nicht ohne Bedeutung, dass er gerade einem Hauptgönner gegenüber dieses betont. — VII, 46 (?) (Scherz mit einer humoristisch zugespitzten Bitte); VIII, 45 (Gelegenheitsgedicht); IX, 77; X, 3 (blosse Anrede in einem Spottgedicht). — An Priscus ist ferner die epistula des zwölften Buches adressiert, das zu seiner Ankunft in der Heimat zusammengestellt und ihm gewidmet ist. Auch diese Vorrede ist, wie die des achten Buches für das Verhältnis des Dichters zu Domitian, charakteristisch für das Verhältnis zu seinen Wohlthätern. Nicht der Dichter hat sich dem Priscus aufgedrängt, sondern dieser hat ihn zur Muse angeeifert. Sie enthält keine Spur von bettelhafter Gesinnung, sondern zeigt die offene Sprache eines gemüthlichen, lebenslustigen Gesellschafters, der seine Freunde nicht um des eigenen Vortheiles willen in Anspruch nimmt, sondern aus Noth oder in dem augenblicklichen, sei es nun wirklichen oder eingebildeten Bedürfnis. An der Wahrheit des in der Vorrede Gesagten kann man nicht zweifeln; auch die Bemerkung über sein poetisches Schaffen in Rom könnte kaum zutreffender sein. Daher stellen wir niedrige Schmeichelei auch in Abrede in dem Lobliede auf

Priscus: XII, 4, welches nach Inhalt und Form Reminiscenzen an Horaz enthält. Martial ist Priscus gegenüber kaum weiter gegangen, als Horaz gegen Mäcenas; Horaz sah nichts Unehrenhaftes darin, die Gunst reicher und mächtiger Männer zu suchen, um mittelst ihrer Unterstützung um so ungestörter der Muse leben zu können (vgl. Epist. I, 17); XII, 14 (wohlgemeinter Rath); XII, 62 (Gelegenheitsgedicht). Überhaupt machen die Epigramme an Priscus den Eindruck, dass der Dichter die Sturm- und Drangperiode endlich überwunden habe, und dass die Züge des gereifteren Alters in seiner Dichtung mehr und mehr zur Geltung kommen.

Instantius Rufus: VII, 68; VIII, 51; 52 (Scherzgedicht); VIII, 73 (wahrscheinlich blosse Fiction); XII, 95; VI, 89 (?); XII, 98. — Rufus erscheint durchaus als heiterer Freund und Gesinnungsgenosse des Dichters, der an Spässen u. dgl. mehr Vergnügen findet, als an leeren Complimenten. Vielleicht gilt daher auch der „triviale Scherz“ VI, 82 ihm. Der eigentliche Kern des Epigramms ist der bei Martial immer wiederkehrende Gedanke, es sei des Standes des Dichters unwürdig, als Client sich täglich die Sportel zu holen und von der Gnade so vieler abzuhängen. Ein wahrer Dichter habe Anspruch nicht bloss auf Anerkennung, sondern auch auf eine sorgenfreie Stellung, und wenn ihm letztere nicht zutheil geworden, so sei das eben eine Verweigerung der vollen Anerkennung, wie sie einem Horaz, Vergil und andern durch des Augustus und Mäcenas Freigebigkeit gezollt worden. Dieser Gedanke ist in der verschiedensten Weise offen oder versteckt ausgesprochen, bald in bitterer Klage, bald mit lachendem Humor, in stets wechselnder Stimmung, wodurch sich der Dichter in die grellsten Widersprüche zu verwickeln scheint. Während er Höhergestellten oder Fernstehenden gegenüber Discretion und Zurückhaltung sozusagen durchgehends beobachtete, liess er Freunden gegenüber in diesem heiklen Punkte seiner momentanen Stimmung in improvisierten Gedanken- und Wortwitzen ebenso freien Spielraum, wie er in seinen haarsträubenden Obscönitäten kein Mass und Ziel kennt. Hier wie dort hat ihn seine Zeit, sein Publicum, seine Dichtungsmanier weit über die Grenzen des Natürlichen, des sittlich Erlaubten und ästhetisch Schönen hinausgetragen. Dies veranschaulicht uns das vorliegende Epigramm (VI, 82). Dass der Dichter aber allen Ernstes um neue Lacernen bettele, kann ich nicht glauben.

55. Ausser den namhaft gemachten Gönnern begegnen uns in den Epigrammen viele andere Personen, die zum Theil Gönner, zum Theil Freunde oder Bekannte Martials sein mochten, von denen wir aber nichts Näheres wissen, weder was ihre Lebensstellung noch das Verhältnis zum Dichter betrifft. Wenn sich also ein Schluss aus dem Einzelnen hier nicht ziehen lässt, so sind sie doch in ihrer Gesammtheit für unseren Zweck zur Betrachtung heranzuziehen.

Als Gönner lassen sich, aus den Epigrammen selbst zu schliessen, vermuthen:

Decianus, ein Landsmann des Dichters, der warm gefeiert wird: I, 8; 24; 39; 61, (10); II, praefat.; II, 5. — I, 39, ein Epigramm in Priamelform mit vielen Anklängen an frühere Dichter, das die Geistes- und Herzensvorzüge des Decianus aufzählt; II, 5 deutet auf ein Clientelverhältnis.

Castricus, Dichter: VI, 43; VI, 68 (nostri vatis genannt); VII, 4 (Geisselung des Dilettantismus); VII, 37 (Spott auf die Quästoren); VII, 42 (keine Bettelei).

Camonius Rufus: VI, 85 (ein sehr schönes Gedicht, als Ausdruck des Beileids); IX, 74; 76.

Carus, wahrscheinlich der im capitolinischen Agon gekrönte Dichter. Martial huldigt ihm aus vollen Kräften, warum, ist aus den Epigrammen nicht ersichtlich: VII, 74; IX, 23; 24; 54.

Caecilius Secundus: VII, 84, (carus sodalis); V, 80 (?).

Sulpicia und ihr Gemahl Calenus: X, 35; 38 (Preis ihrer Dichtkunst und ihrer ehelichen Liebe).

Claudia Rufina: XI, 53 und Sempronia: XII, 52 (als sittenreine Damen geschildert).

Sparsus: XII, 57 (enthält vielleicht eine Bitte).

Caesius Sabinus: VII, 97 (decus Umbriae Montanae Sabinum); IX, 58; 60; XI, 8; 17.

Arcanus: VIII, 72 (amicus genannt).

Aelianus: XII, 24 (Danksagung für einen Reisewagen); XI, 40 (?).

Fuscus: I, 54; VII, 28.

Fronto: I, 55 (Aufzählung der Lebenswünsche mit der Schlusspointe: Non amet hanc vitam, quisquis me non amat, opto, | Vivat et urbanis albus in officiis). Wahrscheinlich besass Martial damals das Nomentanum noch nicht [1]).

Novius (Vindex?): I, 86 (als Nachbar); VII, 72, (7).

Maternus, Rechtsgelehrter aus Bilbilis: I, 96; II, 74; X, 37 (vetus sodalis et municeps).

Publius: I, 109; II, 57; VII, 72; 87; X, 98.

Marcellinus: III, 6; VI, 25; VII, 80; IX, 45 (wird besonders seine pietas gepriesen).

Zu diesen eben erwähnten könnten wenigstens noch 30 Persönlichkeiten namhaft gemacht werden, die Martial in einem oder mehreren Epigrammen (es sind im ganzen ungefähr 50) als Freunde oder Bekannte anredet, oder in irgend einem andern Lebensverhältnisse auftreten lässt.

---

[1]) Dieser Ansicht gegen Friedländer sind: Flach, Ausg. z. St.; Dau, l. c. p. 44 c. adnot. 25; Gilbert, Wochenschr. f. cl. Philol., 1888, S. 1075.

Doch der Kürze halber verweise ich auf Friedländers Abhandlung in den Darstellungen der Sittengeschichte Roms.

56. Mehr Anhaltspunkte zur Beurtheilung unseres Dichters bietet uns ein Vergleich der Epigramme an Gönner mit jenen an seine Freunde im engern Sinne des Wortes, d. h. an jene Personen, mit denen er in gleichen Lebens- und Vermögensverhältnissen stand und Freud und Leid theilte. Dahin gehören:

Julius Martialis, dessen zartes Freundschaftsverhältnis in zahlreichen Epigrammen sich abspiegelt. Er wird carissimus, iucundissimus und ähnlich genannt. Martial gibt ihm bald guten Rath, des Lebens kurze Zeit zu geniessen (I, 15), bald warnt er ihn vor allzu grosser Vertrauensseligkeit (XII, 34: Noli te facias nimis sodalem | Gaudebis minus et minus dolebis), bald klagt er ihm den lästigen Clientendienst und zählt die Wünsche auf, welche auch dessen Herz erfüllen (V, 20; X, 47; IX, 97); er nennt ihn einen verständigen Kunstkenner der Poesie und fordert ihn auf, die Feile an die Epigramme zu legen (III, 5; VI, 1; VII, 17). Die Gedichte an seinen Julius sind reich an schönen Charakterzügen und zeigen, dass in Martial ein Herz schlug, das für wahre Treue, Freundschaft und Liebe ohne Eigennutz Empfindung hatte. Sie nöthigen uns aber auch zuzugeben, nicht in jedem Lobe, das aus des Dichters Mund strömt, müsse Servilismus und Egoismus stecken. Dasselbe Urtheil lässt sich anwenden auf die Epigramme an

Canius Rufus: I, 61, (9); 69; II, 48 (ist nicht Bettelei); II, 84; III, 20 (als Dichter der „immer lachende“); III, 64 (ein grotesker Scherz auf des Canius Zungenfertigkeit; man beachte die Oxymora: hilarem-poenam; blandas-mortes; gaudium crudele); III, 82; 94; 97; 100; VII, 69 (auf die Gemahlin Theophila); VII, 87; X, 48; II, 11 (?); 29 (?).

Collinus, Dichter: IV, 20; 54 (Aufforderung zu frohem Lebensgenuss).

Lupus: V, 56 (mit viel Humor über die Einträglichkeit der verschiedenen Stände; Citherschläger und Ausrufer haben die besten Aussichten); X, 40; 48; XI, 88; VI, 79 (?); XI, 18 (?). Letzteres bewegt sich in Hyperbeln über die Winzigkeit des Landgütchens mit Nachahmung eines griechischen Originals. Bettelhafte Tendenz ist ausgeschlossen; eher ist es eine Verspottung eines Nebenbuhlers. Fiction des Namens scheint vorzuliegen in VII, 10; XI, 55; 108; I, 59 (?); II, 14 (?).

Toranius: V, 78 (Einladung; vielleicht ein scherzhafter Vorwurf); IX, epistula, wo er carissime frater angesprochen wird.

Nepos, Freund und Nachbar: VI, 27; XIII, 124; X, 48.

Juvenalis, der bekannte Satiriker: VII, 24; 91 (facundo amico); XII, 18. Man sieht, dass das Verhältnis zu Domitian dem Dichter die

Freundschaft mit Männern, welche sich ostentativ vom Hofe fernhielten, nicht unmöglich machte.

Urbicus: VII, 51; XI, 55 (guter Rath gegen die Heuchler und Erbschleicher). — Manius: X, 20 (ein schönes Denkmal für den Jugendfreund).

Julius Cerealis: X, 48; XI, 52. (Vgl. I. Theil, S. 35 f.)

Marius: X, 92; VII, 87 (?). — Flavus: X, 104.

Unicus: XII, 44 (ein Verwandter; Anerkennung seiner dichterischen Begabung).

Martial verräth in den Gedichten an seine Freunde eine gewisse Vorliebe zur Anerkennung fremder Verdienste, und wenn wir sein Urtheil über sich selbst durch die Epigramme als vollkommen zutreffend bestätigt sehen, so dürfen wir im allgemeinen dasselbe auch bei den Freunden voraussetzen. Freilich muss der dichterisch gehobenen Sprache dabei Rechnung getragen werden. Schon Plinius, dem bekanntlich der Vorwurf gemacht wurde, im Lob seiner Freunde zu freigebig zu sein, beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf seine benignitas. In der That kommt es bei Beurtheilung der Lobeserhebungen sehr viel auf das Naturell des Betreffenden an; im Munde eines Verkleinerungssüchtigen, Neidischen, von sich Grosssprechenden nimmt sich ein gespendetes Lob ganz anders aus, als wenn es aus einem aufrichtigen, wohlmeinenden, bescheidenen Herzen fliesst. Bei ersterem fragt sich jeder unwillkürlich, was etwa der Grund zu diesem aussergewöhnlichen Benehmen sei, und man wittert überall Selbstsucht. Nun glauben wir aber, aus manchen Epigrammen eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit des Dichters, ein harmloses Wesen hervorleuchten zu sehen, verbunden mit dem Streben, andere gut zu beurtheilen, sich jedem gefällig zu erweisen, jedem das Seine zu lassen, aber auch selbst als das zu gelten, was er zu sein glaubt. Er ist ebensoweit entfernt von Selbstüberschätzung wie von Selbsterniedrigung, wovon sich in den Epigrammen keine schlagende Stelle findet, wodurch er sich aber von manchen Römern, z. B. selbst von Seneca, vortheilhaft unterscheidet. Man vergleiche diesbezüglich den Charakter des Plinius aus den Stellen: Epist. V, 16; VI, 17; IV, 3; 20 u. a.

57. Weit häufiger als an Gönner und Freunde hat Martial seine Wünsche und Bitten an fingierte Personen oder an den Leser überhaupt gerichtet. Es erübrigt daher noch, diese Epigramme näher anzusehen und in Rücksicht auf die Betteleien zu beurtheilen.

Wahrscheinlich fingiert ist der Name Quintianus: I, 52 (Geisselung jener Dichterlinge, welche fremde Producte als die ihrigen vorlasen); V, 18 (als reicher Gönner?). — Berechtigt ist ferner die Forderung, die der Dichter I, 107 an einen nicht näher bekannten Lucius Julius stellt,

und die er später Flaccus gegenüber ausspricht. Die Zeitgenossen können nur dann an den Dichter die Forderungen stellen, die man an einen Horaz und Vergil gestellt hat, wenn sie für die Dichter in gleicher Weise sorgen, wie Mäcenas jene der Lebenssorgen enthoben und ihnen Zeit und Musse zur geistigen Arbeit ermöglicht hat. Freilich sind die Schlussverse von I, 107 für Martial wieder bezeichnend: In steriles nolunt campos iuga ferre iuvenci: | Pingue solum lassat, sed iuvat ipse labor. Keine eigentliche Bettelei scheinen mir ferner zu enthalten, sondern aus der gleichen Klage über das Dichterlos hervorgegangen: I, 108 (ein satirisch angehauchter Scherz an einen Gallus); X, 56, wo der satirische Ton stärker angeschlagen wird, aber auch für den Humor gesorgt ist durch die Vergleiche mit der ärztlichen Praxis, ein Thema, das Martial viel Stoff zu Witzen bietet; X, 82 (etwas verschieden); X, 70. Satirisch scheint mir ferner IX, 22, welches das Schlemmerleben der Geldmänner travestiert und ihre Herzenshärte und Knauserei gegen die Clienten geisselt (Ergo quid? Ut donem Pastor, et aedificem)[1]. Ebenso kann ich mich nicht überzeugen, dass das Epigramm VIII, 18 ernst gemeint sei und nicht vielmehr ein Hieb auf die Dilettanten und Plagiatoren oder einen bestimmten Vertreter derselben, welcher jedoch nicht mit dem richtigen Namen genannt wird. Klagegedichte über die Clientelverhältnisse sind ausser den genannten: IX, 73; X, 74; 76; XI, 24; XII, 36 u. a. m. Die Kehrseite dieses Themas ist die Geisselung der Geizigen: II, 24; 30; 43; I, 99; 103 u. a. m. Andererseits schwingt er die Geissel auch auf jene Clienten, welche den ganzen Tag Aufwartung machen und eine förmliche Geldjägerei betreiben: IV, 78.

Eine Bettelei, sei es nun Ernst oder Scherz oder blosse Fiction, liegt vor: II, 85 (um eine Toga; knüpft an die Sitte der Saturnaliengeschenke an); ebenso IV, 56: Quid sit largiri, quid sit donare, docebo, | Si nescis: dona, Gargiliane, mihi. Hier ist klar, dass keine Bitte ausgesprochen wird, dass Gargilianus durch den Witz zum Geständnis der ihm zugemutheten Falschheit gezwungen wird. In eben dieser Weise wollen meines Erachtens aufgefasst sein: IV, 37; 76; 77; 88; V, 25; 62; V, 39; V, 42 (egoistischer Rath); V, 81; VI, 5; charakteristisch für Martials witzige Manier, aber auch für seine Gabe, das Leben wie es ist, scharfsinnig aufzufassen und in ein paar markigen Strichen zu zeichnen. — VI, 20; 30 (erste Person, wie oft, nur Fiction); VII, 53 (Spottgedicht); VII, 92 (insofern fingiert, als das Erlebnis nicht sein eigenes war); VIII, 71 (Hyperbeln auf die Wertlosigkeit der Saturnaliengeschenke); IX, 88; 102 (vgl. VIII, 37); XI, 29; 65; 67 (vgl. VI, 5); XI, 108 (an den Leser); V, 16; letztere zwei sind wohl ernst gemeint.

---

[1]) Anders erklärt das Gedicht Schrevel; vgl. Friedl. zu Vers 16.

58. Unser Urtheil über diese Bettelepigramme wird also kurz dahin lauten, dass die überwiegende Mehrzahl der Epigramme, in welchen Betteleien entweder offen ausgesprochen werden, oder welchen wenigstens eine derartige Tendenz zweifellos zugrunde liegt, an fingierte Personen gerichtet sind oder gar keine persönliche Beziehung erkennen lassen. Dadurch hat der Dichter offenbar mit Bewusstsein das Anstössige zu vermeiden gesucht, wenn er auch nach unsern Anschauungen überhaupt zuweit gegangen ist. Diese Epigramme an Fingierte haben alle dasselbe Gepräge, sie gleichen sich wie ein Ei dem andern: grotesker Witz, Gedanken- und Wortspiele, boshafte Spöttelei und unversiegbare Laune sind ihr ganzes Wesen. Sie variieren immer dasselbe Thema, die Klage über das unerträgliche Dichterlos, an dem Geiz und Verschwendung auf Seite der Reichen, Neid und Dilettantenthum auf Seite der Dichter Schuld seien.

Wenn wir auf den tiefen Grund, wie der Dichter dazukam, dieses Thema in der Poesie so breit zu treten, eindringen wollen, so müssen wir wieder auf die specifisch römischen Culturverhältnisse zurückgreifen. Ein bedeutender Theil der römischen Bevölkerung ass, wie schon erwähnt, das tägliche Brod am Tische der Grossen und Reichen, das trotz der dafür geleisteten Dienste ein Gnadenbrod blieb. Selbst angesehene Männer mussten sich zu diesem Clientenleben entschliessen. So kam es, dass das der Sache anhaftende Erniedrigende sich mit der Zeit verlor, und dass es nichts Auffallendes, geschweige denn Ehrenrühriges an sich hatte, als Client im Dienste und von der Gnade eines Grossen zu leben. Namentlich traf dieses Los die meisten Dichter, gute wie schlechte, seitdem die Zeiten eines Mäcenas und Augustus vorübergegangen waren [1]. Daher wundern wir uns — wenn wir auf das früher Gesagte reflectieren — in keiner Weise, dass alle Licht- und Schattenseiten dieser Institution, wenn ich so sagen darf, in der Dichtung Martials entfaltet werden, sei es, um der Clientenpflicht zu genügen, sei es, um zu klagen, zu spotten und dem innern Unwillen Luft zu machen. Auf diese Weise sind viele Epigramme entstanden, welche das Rennen und Haschen, das Schmeicheln und Betteln der Clienten im allgemeinen oder an einem einzelnen, wirklichen oder fingierten Falle schildern. In ihnen wird die Schlusspointe nicht selten durch eine überraschende Wendung, die nichts anderes ist als eine Bettelei, erreicht; aber man sieht es aus dem Ganzen, dass es dem Dichter um den Witz zu thun ist und dass er nicht ernstlich darauf ausgeht, mit solchen Epigrammen ein förmliches Geschäft zu machen. Daher können wir diese Erscheinung auch bei Gedichten an arme Freunde beobachten.

59. Ferner muss auch bei Beurtheilung der Betteleien geltend ge-

[1]) Vgl. Friedl., S. G. III, 381 f.; 391.

macht werden, was Hübner[1]) bezüglich des Obscönen in der römischen Literatur stark betont wissen will, nämlich die Verschiedenheit der christlich-germanischen und der orientalisch-südeuropäischen Auffassung. Es ist ja allbekannt, wie weit in diesem Punkte das ganze Leben, Sitten und Anschauungen der romanischen und germanischen Völker auseinandergehen.

Dass aber äussere Verhältnisse, herrschende Sitte und Gewohnheit für die Literatur auch bezüglich des Bettelwesens massgebend geworden sind, dafür bietet die römische Literatur nicht das einzige Beispiel, und es ist nicht ohne Interesse, auf eine auffallend gleichgeartete Erscheinung in der deutschen Literatur zum Vergleiche wenigstens mit ein paar Worten hinzuweisen. Wie auf die höchste Blüteperiode der römischen Kunstpoesie eine Nachblüte folgte, so hatte auch die Blüte der deutschen Lyrik, der Minnegesang, die Kraft in sich, bei schon beginnendem Verfall eine Nachblüte hervorzubringen. Beide Literaturepochen geben sich durch frappante Ähnlichkeit sowohl ihrer Vertreter als ihrer Schöpfungen bei aller Verschiedenheit der Individualität des Volksgeistes und der Zeitverhältnisse als homogene Erscheinungen zu erkennen. Es genügt daran zu erinnern, wie die tiefempfundene Lyrik der Minnesänger, z. B. eines Walthers von der Vogelweide, bei den Epigonen allmählich in die trockene, didaktisch-satirische oder ergötzliche Spruchdichtung (im weitern Sinne) herabsank, wie die reinste Kunstform der Koryphäen in gekünstelte, durch technische Mittel überladene, mit Antithesen und rhetorischen Farben aller Art übertünchte Versmalerei ausartete. Daher konnte hier wie in Rom nur die epigrammatische Dichtung gedeihen. Auch in den Vertretern und in ihrem Stoffgebiete zeigen sich manche ähnliche Züge: in der Unzufriedenheit der Dichter mit ihrer äusseren Lage; in den fortwährenden bittern oder sehnsüchtigen Rückblicken auf die gute alte Zeit, da die Fürsten echte Mäcenaten und ihre Höfe goldene Musentempel waren; in der Neigung zur Satire, wozu die sittlichen und politischen Zustände Stoff genug boten, u. dgl. m. Wir sehen daraus, wie mächtig die äussere Umgebung auf das Gedeihen der Poesie einwirkt, die nur dort zur höchsten Blüte gelangt, wo Sitte und Zucht, Freiheit und Selbstbeherrschung das Streben nach wahren Idealen wechselseitig stützen und fördern[2]).

60. Um zu zeigen, wie vorsichtig einzelne Äusserungen aufgenommen werden müssen, will man nicht den Dichter in ein Chaos von Widersprüchen hineinziehen, soll noch Folgendes der Beachtung empfohlen sein.

---

[1]) Vgl. Wochenschr. f. cl. Philol. 1887, S. 817.

[2]) Vgl. z. B. W. Scherer, Geschichte der deutsch. Literat., Berlin 1887, S. 216 ff.; Osk. Weise, Charakteristik d. latein. Sprache, Leipz. (Teubner) 1891, Nr. 66. S. 69 ff.; Weise zieht das 17. Jahrhundert zum Vergleiche heran.

Fürs erste stehen den gelegentlichen Andeutungen, welche eine bettelhafte, geldsüchtige Tendenz vermuthen lassen und dem Dichter die schwersten Vorwürfe zugezogen haben, eine nicht zu verachtende Anzahl von Aeusserungen gegenüber, die gerade eine entgegengesetzte Lebensanschauung kundgeben. Ich verweise auf die Epigramme: V, 13; Vers 9—10: Hoc ego tuque sumus: sed quod sum, non potes esse: | Tu, quod esse, e populo quilibet esse potest — Sinn: Reich sein ist kein persönliches Verdienst; der Ruhm geht über Geld. — IV, 5: Vir bonus et pauper linguaque et pectore verus, | Quid tibi vis, urbem qui, Fabiane, petis? . . . Vers 9—10: Unde miser vives? „Homo certus, fidus amicus." | Hoc nihil est: nunquam sic Philomelus eris: Ein ehrlicher Mann kann in Rom nicht existieren. — X, 58; Vers 7—8: Hic mihi quando dies meus est? iactamur in alto | Urbis, et in sterili vita labore perit. . . . — III, 38; Schlussvers: Si bonus es, casu vivere, Sexte, potes (scl. Romae). — XII, 74: Mahnung, mit bescheidenen Lebensbedingungen zufrieden zu sein. — X, 45: Abfertigung jener Neidlinge, welche über seine Lobgedichte die Nase rümpften. — XI, 42: Nicht jeder Stoff eignet sich gleich gut für das Epigramm. — V, 60; VI, 61; VII, 81. — Wohl zu beachten ist II, 53: Nichts steht selbst bei karger Kost über der persönlichen Unabhängigkeit. Ein günstiges Licht werfen ferner auf Martials Charakter die Epigramme, die er den Abgeschiedenen geweiht, und die gesunde Lebensanschauungen verrathen; vgl. z. B. I, 88; 101; X, 26; 61; I, 78.

61. Zweitens begegnet uns Martial trotz seiner ewigen Klagen und obwohl er das erwünschte Lebenslos nie erlangte, doch immer mit seiner unverwüstlichen Laune. In seinen letzten Lebensjahren, die er theils in Rom, theils in Spanien verlebte, bleibt er stets derselbe heitere Genosse, der sich weder einen frühen Tod noch ein allzu hohes Alter wünscht, der nicht mit Bitterkeit von seiner Heimat aus auf die Leiden und Trübsale seiner 34 Jahre in Rom zurückblickt und sich nicht grämt über die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen. Vielmehr preist er nun die Vortheile des Landlebens der Heimat, wenn es auch manche Genüsse der Hauptstadt versagt. Dieser ungestörte Humor wäre aber fast unerklärlich, wenn der Dichter in Rom aus wirklicher Armut im Ernste um eine Toga, einen Mantel oder um eine Einladung zum Mittagmahle hätte betteln müssen, wenn jene Betteleien nicht vielmehr grotesker Scherz und momentane Überspanntheit gewesen wären. Es liegt nahe, auf Catull hinzuweisen, der am Ende seines Lebens durch die erfahrenen Enttäuschungen verbittert war. Diese bittere Stimmung trug Catull in die Dichtung hinein; daher sind seine Lieder wahre Herzensergüsse und zugleich das Abbild der innersten Vorgänge [1]). Auch Martial dichtete ohne Zweifel aus

[1]) Vgl. Alex. Riese, Catull-Ausg. Leipz., 1884, Einleit. XX.

Empfindung; aber es war eben nur die Stimmung des Moments, die zum Ausdruck kam und in die er sich wohl oft mit Tendenz versenkte. Es war nicht eine bleibende, einheitliche, sondern oft eine bloss nachgeahmte, erkünstelte, oder es vermischte sich das Wirkliche der Empfindung mit dem Erdichteten zu einem gleichartigen Ganzen. Und dies ist gewiss nichts Unmögliches, ja auch nichts Abnormes im Leben und Schaffen der Dichter. Wenn man auch nicht soweit gehen darf zu behaupten, dass gallsüchtige Poeten ihr ganzes Leben nur lachende Gemälde und anmuthige Scherze liefern, so ist doch nicht zu leugnen, dass der Dichtung, und sei sie noch so tief empfunden, doch immer etwas Fiction innewohnt, weil beim Dichten nicht bloss das Herz thätig ist, sondern auch die Phantasie schafft; diese ist die Quelle, aus welcher der Dichter schöpft. Daher ist dem Dichter eine lebhafte Phantasie eigen; andererseits sind phantasiereiche Naturen sehr häufig Kinder der Stimmung, launig, reizbar, überschwenglich u. s. w. [1]) In diesem Sinn hat schon Horaz die dichterische Begeisterung eine „amabilis insania" genannt.

62. Wenn wir auch für Martial ausserstande sind, eine solche Sentimentalität und momentane Überspanntheit nachzuweisen, und wir überhaupt dieser Erscheinung, selbst wenn sie in der Dichtung Martials constatiert wäre, keinen allzu grossen Wert beilegen würden, verdient die Sache immerhin einige Aufmerksamkeit, zumal wir in der Lage sind, durch Beispiele aus neuerer Zeit einen tieferen Einblick in den innern Zusammenhang zwischen dem Dichter und seiner Dichtung zu gewinnen. Besonders merkwürdig und beachtenswert sind die Aeusserungen des bekannten Dichters Friedrich Hebbel, die er in einzelnen Briefen gelegentlich über das Verhältnis seiner Producte zu seinem Leben gethan hat. „Jeder Mensch, so schreibt er in einem Briefe an Elise Lensing [2]), ist auf sich und seinen jedesmaligen Zustand beschränkt und dankt dem Himmel, wenn er sich den einigermassen zu erklären weiss; da glaubt er denn, auch der Dichter könne nichts aussprechen und darstellen, als was eben in seinem Herzen vorgehe und ein Liebeslied setze unbedingt Verliebtheit, ein Weinlied einen Rausch voraus. Alles Dichten aber ist Offenbarung. Im Drama gibt man das zu . . . In der Lyrik ist es um kein Haar breit besser." Nun sucht Hebbel an sich selbst diese Behauptung zu beweisen, indem er trotzdem, dass er mit dem Christenthum vollständig gebrochen habe, doch ein Gedicht „Vinum sacrum" geschrieben, das den Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi unter der Gestalt des Weines vorauszusetzen scheint. In einem andern Briefe (S. 150) an Charlotte Rousseau

---

[1]) Vgl. W. Scherer, Poetik, S. 159 ff.

[2]) Vgl. Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen, hrsg. v. Felix Bamberg, I. B., Berl. 1890, S. 47.

sagt er: „In mir steht der Dichter zum Menschen in einem ganz seltsamen Verhältnis. Für Schmerzen, die mich nichts angehen, finde ich leicht das lösende Wort; was mir aber selbst mit überwältigender Gewalt die ganze Seele erfüllt, das wird mir entweder nie oder doch erst spät und zu spät zur Poesie; ich habe diese Erfahrung schon mehrfach gemacht, besonders in letzter Zeit.“ An dieselbe Person schreibt er übereinstimmend mit dem Früheren in einem Briefe von Hamburg aus (S. 155): „Sie wünschen meinen Gebilden einen weniger schwarzen Hintergrund. Glauben Sie mir, all das Finstere, was durch meine Arbeiten hindurchgeht, ist nicht Resultat meines individuellen Lebens und Entwicklungsganges, es sind keine persönlichen Verstimmungen, die ich ausspreche, es sind Anschauungen, aus denen allen die tragische Kunst ... herauswächst.“

Objectiver jedoch spricht er sich aus über die lyrische Poesie in einem Briefe an die schon genannte Elise Lensing (S. 87), indem er betont, dass die echte Lyrik aus dem tiefsten Gemüth komme, wie es bei Göthe und Uhland, zuweilen auch bei ihm selbst der Fall sei, während andere nur äussere Vorgänge oder Gedanken zum Ausdrucke bringen. Gedichte, welche blosse Gedanken darstellen oder wiedergeben, wolle er wöchentlich hundert liefern. Hebbel dürfte sich demnach, um auf den Ausspruch über jenes Gedicht (Vinum sacrum) und seinen vollendeten Unglauben zurückzukommen, doch insofern selbst getäuscht haben, dass er zwar dem Willen nach den christlichen Glauben von sich geworfen, dass aber sein Herz, sein Gemüth infolge der Erziehung und anderer vielfacher Eindrücke des christlichen Gefühles und Empfindens sich nicht ganz entschlagen konnte; daher seine Betheuerungen für das Gegentheil, seine wiederholten Auslassungen über das Christenthum u. s. w.

Soviel steht fest, dass einzelne Ausbrüche von Gedanken und Gefühlen, die aus ebenso speciellen Lebenslagen hervorgehen, am allerwenigsten beim Dichter als massgebend für sein sittliches Wesen betrachtet werden dürfen, dass sie vielmehr nur aus dem Ganzen seines Wesens zu beurtheilen sind [1]). Ganz klar ersieht man dies z. B. auch aus einzelnen Äusserungen Göthes und Schillers; wir sehen ab von den dramatischen Werken des letzteren, z. B. von Maria Stuart, und wollen nur auf die Romanze „Der Gang nach dem Eisenhammer“ verweisen. Jeder Mensch würde glauben, dass dies das Product eines katholischen Dichters sei. Und wie viele trefflische Aussprüche sind aus dem Munde des Meisters Göthe geflossen, die nie einen Platz in seinem Herzen eroberten, nie in seinem Leben praktische Anwendung fanden. Und doch wie ungerecht wäre es, Göthe auf Grund dieser Thatsache einen Heuchler zu nennen.

---

[1]) Vgl. Fel. Bamberg in der Einleit. zu Hebbels Briefwechsel, S. III.

63. Zum Beweise des Gesagten sei es gestattet, so fernliegend es auf den ersten Blick scheinen mag, noch auf ein Beispiel aus neuerer Zeit zu verweisen. Der bekannte Componist R. Wagner lässt sich, wie aus dem Briefwechsel mit seinem Gönner Liszt hervorgeht, zu den unglaublichsten Übertreibungen hinreissen. Sein Jammer und Betteln übersteigt alle Grenzen; immer und überall sieht er sich ohne Geld, das ihm doch so nothwendig zum Leben, wie die Luft zum Athmen. In nüchternen Tagen erkennt er das Überschwengliche seiner Natur an; er verwickelt sich in tausend Widersprüche, z. B. in seinem Urtheil über die Städte Wien und London. Eine staatliche Anstellung mit sicherm Einkommen widerstrebt seiner schweifenden, unbeständigen Natur, er will volle Pensionsremuneration, u. dgl. unbillige Wünsche mehr. Zugleich mit derlei Wünschen und Flüchen preist er seinen treuen Freund, seinen Retter in der Noth, in der überschwenglichsten Weise, um dann seine fast unverschämten Betteleien daranzuknüpfen. Und doch stand Wagner, wie nachgewiesen ist, keineswegs in misslichen Vermögensverhältnissen [1]). Solche excentrische, exaltierte Naturen mögen das Wirtschaften und Masshalten im praktischen Leben ebensowenig verstehen, wie auf dem geistigen Gebiete, in welchem sie thätig sind. In der That hatte Wagner unbegreiflich hohe Summen Geldes zu seiner Existenz nothwendig. Auch Martial war vermuthlich ein schlechter Wirtschafter, weshalb er nie zu einem anständigen Vermögen kam. Man kann also nicht leugnen, dass immerhin auch bei Martial eine zeitweilige Sentimentalität und Überspanntheit eintreten konnte; in dieser exaltierten Stimmung mag er dies und jenes Epigramm hingeworfen haben. Es ist aber damit für Martial doch nicht alles gewonnen; denn müsste es nicht jedenfalls als eine bedeutende Charakterschwäche des Dichters erscheinen, solche momentane, überspannte Ausbrüche des unüberlegten Herzens unter das Publicum zu werfen, ohne das am meisten Anstosserregende zu unterdrücken?

64. Dagegen wende man nicht ein, dass solche Erscheinungen doch nur ganz vereinzelt in der Literatur seien. Wir könnten vielmehr Beispiele anziehen, bei welchen eine viel auffallendere Bettelsucht zutage tritt, obwohl kein wirkliches Bedürfnis vorhanden war. Wir könnten hinweisen auf den Humanisten Erasmus von Rotterdam, der die abgeschmacktesten Schmeichelbriefe an den Papst und an deutsche Fürsten sandte und alle, welche durch Reichthum und Ansehen glänzten, um Pensionen und Geldunterstützungen anbettelte, der gleichzeitig seine Schränke mit Gold und kostbaren Geräthen gefüllt sah und schliesslich

---

[1]) Man vgl. den Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, erschienen bei Härtel, 1888, und die Besprechung der Ausg. in der N. Fr. Presse, 1888 Nr. 8394/5.

ein ungeheures Vermögen hinterliess [1]; wir könnten hinweisen auf Ulrich v. Hutten, der in seinem Panegyrikus den Erzbischof Albrecht, welcher, erst 24 Jahre alt, noch kein Verdienst hatte, über alle seine Vorgänger emporhebt und die Flussgötter des Rheins ihm huldigen lässt u. s. w. [2]). Doch es würde uns zuweit führen und schliesslich, was wäre erzielt? Die Handlungsweise aller dieser werden wir doch nicht zu rechtfertigen uns entschliessen können. Jedoch noch eines Mannes mit ein paar vergleichenden Worten zu gedenken, wollen wir uns nicht versagen, nämlich des Dichters Heinrich Heine. Wenn man heutigen Tages ernstlich mit dem Gedanken umgeht, Heine ein grossartiges Denkmal zu setzen, und sein Name in allen Landen deutscher Zunge gepriesen wird, so muss es doch gestattet sein, zur Vergleichung der Charaktere ihm einen Dichter des heidnischen Rom gegenüberzustellen, ehe wir über letzteren den Stab brechen. Eine vergleichende Zusammenstellung beider Dichter scheint uns nämlich nicht unberechtigt. Es sind zwei verwandte Naturen, die sich gleichen in dem Humor, in dem sprudelnden Witze und der unversiegbaren Laune; in der Neigung zu Spott und lachender Ironie; in den zottigen Possen, die nichts, selbst nicht Heiliges und Göttliches schonen; in der Manier, von einem Extrem ins andere zu fallen, plötzlich eine andere Stimmung anzuschlagen u. s. w. Ihre poetischen Producte gleichen sich in der spielenden Leichtigkeit, mit der sie hingeworfen sind, selbst in der Anwendung technischer Mittel, z. B. in der Vorliebe zur Wiederholung der nämlichen Wörter, der Assonanz und Alliteration u. s. w. Auch in ihren Lebensverhältnissen zeigen sich Ähnlichkeiten, z. B. in dem steten Geldmangel, der die literarische Thätigkeit beider so sehr beeinflusste und Heine zu bedenklicheren Schritten verleitete als den Martial [3]). Freilich war es gerade auch Heine, der sich genöthigt sah, immer wieder zu betonen, dass das innere Leben des Dichters mit seiner Poesie nichts zu schaffen habe.

Diese Andeutungen mögen genügen, um darzuthun, dass Martial eine nicht gar so abnorme Erscheinung in der Weltliteratur sei. Vielmehr finden wir in der mittleren und neueren Zeit ähnliche Charaktere, deren innerstes Wesen uns ihre Briefe und verschiedene andere Lebensnotizen erschliessen und einen tieferen Blick in das Verhältnis zwischen ihrem

---

[1]) Vgl. Hess, Erasm. v. Rott. Leben und Schriften, Bd. Zürich. 1790, I. 217; 281; Vischer, Erasmiana, Basel, 1876. Brief 8—15.

[2]) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, II[14], 54 ff.

[3]) Vgl. Heines Biographie von Karpeles in der Ausgabe der sämmtl. Werke, Hamburg, Hoffm. u. Comp. I. 213 ff.; H. Heines Leben und Werke v. A. Strodtmann, 2. Aufl. Berl. 1873, I, S. 504 ff.; W. Scherer, Geschichte d. deutsch. Lit. 4. Aufl. 1887, S. 661 ff.; H. Keiter, Heinr. Heine, Sein Leben, sein Charakter und seine Werke, Köln, 1891, S. 29, 41, 79, 99

poetischem Schaffen und sittlichen Leben ermöglichen, wodurch wir so manches Räthselhafte und Widersprechende auch bei Martial verstehen können.

65. Fassen wir auf Grund der gemachten Beobachtungen das Urtheil über diese Betteleien in Martials Dichtungen zusammen. Viele Epigramme dieser Art, ja die grosse Mehrzahl, sind nicht aus dem Streben nach Geld und aus niedriger Gesinnung hervorgegangen, sondern sie sind plötzliche Einfälle oder verdanken einer momentanen, vielleicht oft fingierten Überschwenglichkeit ihre Entstehung; mit einem Worte, sie sind nicht aus dem Wesen des Dichters herausgewachsen, sondern durch momentane Umstände in dasselbe hineingetragen und damit verquickt worden. Sie bilden ein der echten Poesie fremdes Element, ebenso wie das Obscöne; beiden haftet etwas Unwürdiges an, das Ekel und Missfallen in uns erzeugt. Aber den Charakter des Dichters berührt dieses bettelhafte Element meines Erachtens nur insofern, als es auf die niedrige Auffassung des Dichters von der Poesie schliessen lässt. Martial hat in erster Linie die Unterhaltung durch den Witz im Auge; er hat seiner Poesie eine allzu materialistische Richtung gegeben, weshalb er seltener Gelegenheit fand, seine guten Eigenschaften zu zeigen. Seine Dichtung ist daher kein vollkommenes Bild seines Wesens, sondern seiner Zeit, des gesunkenen und sich auflösenden Römerthums.

66. Als Dichter aber ist Martial unstreitig einer der ersten Epigrammatiker in der Weltliteratur, und unter seinen zahlreichen Gedichten (über 1400) finden sich viele Perlen der Poesie, die zum Besten gehören, was wir von den alten Römern haben. Es wäre daher zu wünschen, dass unserer Jugend am Gymnasium eine Auswahl aus Martial nach dem Grundsatz: „Für die Jugend ist gerade das Beste gut genug“, in die Hand gegeben werden könnte, in einer Zeit, da einerseits der epigrammatische Stil in so vielseitiger Verwendung ist, andererseits die Neigung zu Weitschweifigkeit und inhaltsleeren Phrasen so oft schon bei der Jugend zutage tritt. Martials Lectüre in der sorgfältigsten Auswahl würde ebenso die Auffassungsgabe der Jugend schärfen, wie zu kerniger, markiger Ausdrucksweise anregen [1]).

Wenn nun auch vorliegende Untersuchung wenig Neues zutage gefördert hat, so kann es doch nicht ohne Interesse sein, dass wir auf einem Wege, der in gewissem Sinne neu genannt werden darf, zu einem Resultate gelangt sind, das im Wesentlichen mit den Forschungen Friedländers, des anerkannten Kenners Martials, übereinstimmt, wodurch letztere eine neue Stütze finden.

---

[1]) Vgl. hierüber unter anderem die begeisterte Vorrede des Jesuiten M. Rader zu seiner Martial-Ausgabe, Dillingae, 1730. Auch die neue (englische) Auswahl von Sellar kommt diesem Bedürfnisse entgegen.

Schulnachrichten.

I. Der Lehrkörper.

A. Veränderungen in demselben seit dem Schlusse des vorigen Schuljahres 1890/91.

Der Lehrkörper, dem im vorigen Schuljahre Prof. P. Alfons Rienzner unerwartet durch den Tod entrissen worden war, erlitt durch das Ausscheiden des Prof. P. Angelicus Wohlgemuth einen neuen Verlust. In Rücksicht auf seine Kränklichkeit stellte er bei der Ordensprovinz-Vorstehung das Ersuchen um Enthebung vom Lehramte, die ihm auch am Schlusse des vorigen Schuljahres gewährt wurde. Demnach trat der bestverdiente Professor nach nahezu vierzigjähriger Lehrthätigkeit im Bewusstsein treuerfüllter Berufspflichten aus dem Lehrkörper. Bei diesem Anlasse sprach der h. k. k. Landesschulrath dem scheidenden Lehrer, dessen Verdiensten im Jahre 1890 die Allerhöchste Anerkennung durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone zutheil geworden war, „für seine so langjährige, stets pflichteifrige, in jeder Hinsicht erspriessliche Thätigkeit im Lehrfache die volle Anerkennung und den gebürenden Dank aus." Möge der würdige Jubilar die wohlverdiente Ruhe recht lange geniessen! An seine Stelle trat Professor P. Evarist Schnegg aus dem Gymnasium in Bozen. Der supplierende Lehrer P. Innocenz Ploner wurde von hier nach Bozen versetzt.

B. Personalstand des Lehrkörpers und Fächervertheilung im Schuljahre 1891/92.

1. P. Flavian Orgler, Ritter des Franz Josef Ordens, Schulrath, Director und Bibliothekar, Correspondent der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien, Ehrenmitglied des Ferdinandeums in Innsbruck und des tirol. Stenographenvereines, lehrte Deutsch in der 7. und 8. und seit der Erkrankung des Prof. P. Adjut Troger Geographie und Geschichte in der 1. und 4. Classe, wochentl. 6, bez. 13 St.

2. P. Odilo Oberrauch, Professor, Ordinarius der 1. Classe, lehrte Latein und Deutsch in der 1., Griechisch in der 4. Classe und Italienisch in der II. Abtheilung, wochentl. 18 St.

3. P. Matthäus Mayr, Professor, Mitglied der französischen Gesellschaft für Entomologie, lehrte Mathematik und Naturgeschichte in der 1. und 2. Cl., wochentl. 10 St.

4. P. Wenzel Bärtel, Professor, Ordinarius der 4. Cl., lehrte Latein in der 4., Griechisch in der 3. und 8. Cl., wochentl. 16 St.

5. P. Adjut Troger, Professor und Exhortator, Mandatar des tirol. Stenographen-Vereines, Ordinarius der 8. Cl., lehrte bis zu seiner Erkrankung Geschichte und Geographie in der 1., 3., 4. u. 8. Cl., wochentl. 13 St.

6. P. Julius Gremblich, Professor, Mitglied mehrerer wissenschaftl. Vereine, Ordinarius der 7. Cl., Custos der naturhistorischen Sammlungen, lehrte Mathematik in der 6., 7. u. 8., Naturgeschichte, bez. Physik in der 3., 5. u. 6., philos. Propaedeutik in der 7. u. 8. Cl., wochentl. 18 St

7. P. Evarist Schnegg, Professor, Custos des physikalischen Cabinets, lehrte Physik in der 4., 7. u. 8., Mathematik in der 3., 4. u. 5. Cl., wochentl. 19 St.

8. P. Johann M. Reiter, Professor, Katechet und Exhortator, lehrte Religion in sämmtlichen Classen, wochentl. 16 St.

9. P. Gerold Bickel, Professor, Ordinarius der 3. Cl., lehrte Latein in der 3., Deutsch in der 3., 5. u. 6. Cl., wochentl. 15 St.

10. P. Ambros Runggaldier, Professor, Ordinarius der 5. Cl., lehrte Latein in der 5. u. 6., Griechisch in der 7. Cl., Italienisch in der I. Abtheilung, wochentl. 18 St.

11. P. Justinian Lener, Professor, Ordinarius der 2. Cl., lehrte Deutsch in der 2., Latein in der 2. u. 7. Cl., wochentl. 17 St.

12. P. Gebhard Spiegel, Professor, Ordinarius der 6. Cl., lehrte Griechisch in der 5. u. 6., Latein in der 8., Deutsch in der 4. Cl., wochentl. 18 St.

13. P. Max Straganz, Supplent, lehrte Geschichte und Geographie in der 2., 5., 6. u. 7., und seit der Erkrankung des Prof. P. Adjut Troger auch in der 3. u. 8. Cl., wochentl. 14, bez. 20 St.

II. Verzeichnis der in den classischen Sprachen im Obergymnasium behandelten Lectüre.

1. Lateinische Sprache.

V. Classe. Livius, edit. Zingerle, l. I. Praefat. c. 1—16, l. XXI. c. 1—53. — Ovid., edit. Sedlmayr. I. Th. n. 13, 17, 20, 22, 25, 34, 35. II. Th. n. 1, 2, 5—11, 17, 18. III. Th. n. 1, 3, 4. IV. Th. 2, 3, 4.

VI. Classe. Sallust. Bellum Jugurth. — Cicero in Catilinam orat. I. — Caesar. Bellum civil. lib. I. — Vergil., edit. Hoffmann, eclog. I. Georg. II. v. 136—176. III. v. 478—566. Aen. I. II.

VII. Classe. Cicero, orat. pro Roscio Amer.; pro Milone; de offic. I. — Vergil, Aen. VI.—IX.

VIII. Classe. Tacitus, Germania 1—27. Annal. I. 1—15; 31—72; II. 5, 26, 41—43; 53—61; 69—75; 82, 83, 88. III. 1—19; 25—30. VI. 22, 50, 51. XIV. 52—56. XV. 38—47; 60—64. Horatius, edit. Huemer: Carmin. lib. I. 1, 2, 3, 4, 7, 10, 11, 14. 18, 20, 22, 24, 37, 38. II. 2, 3, 9, 10, 13, 16, 18, 20. III. 1, 3, 16, 21, 30. IV. 2, 3, 7, 9. Carmen

saeculare. Epod. 2, 13. Satir. I. 1, 6, 9. II. 2, 6. Epist. I. 2, 16, 20. De arte poetica v. 1—200.

2. Griechische Sprache.

V. Classe. Xenophon, nach Schenkls Chrestomathie, Anab. I. III. VI. VIII. Cyrup. I. IV. Homer, nach Scheindler, Iliad. I. II.

VI. Classe. Homer, nach Scheindler. Iliad. VI. VII. XI. XVI. 1—200. XIX. XXII. — Herodot, nach Hintner, XXIV—XLV. LIII. — Xenophon, nach Schenkl, Cyrup. X. XIV. Memorab. II. IV.

VII. Classe. Demosthenes, Reden: I. u. II. Olynth., über den Frieden; III. gegen Philipp. Homer's Odyss. nach Wotke. I. V. VII. XIII. XIV. XVI. XXI.

VIII. Classe. Platon: Apolog. Socrat. — Protagoras. — Sophokles: Antigone.

III. Themen für die oberen Classen zu Aufsätzen in der Muttersprache.

Fünfte Classe.

1. „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zutheil.“ In welch' verschiedenartiger Weise ist dieser Gedanke in Schillers „Ring des Polykrates“ und in Schacks „der Triumphator“ zur Anschauung gebracht? — 2. Die Gegensätze in Geibels Gedicht: „Der Tod des Tiberius.“ — 3. Welche Bedeutung haben die Blumen und Lichter auf den Gräbern der Verstorbenen? — 4. Welche Einsicht in die Geschichte der alten Welt gewährt uns ein Blick auf unsere Schulkarte? — 5. Durch welche Ursachen wurde in Asien die Bildung grosser Staaten begünstigt? — 6. Eine unterbrochene Aufführung der Eumeniden des Aeschylos; nach Schillers Gedicht: „Die Kraniche des Ibykus.“ — 7. Welche Einwirkung hatte die dorische Wanderung auf die Veränderung der staatlichen Verhältnisse in Griechenland? — 8. „Belsazer“ und „das Glück von Edenhall“; ein Vergleich. — 9. Die Wiederkehr des Frühlings; eine Schilderung. — 10. „Cassandra“ von Schiller; als Erzählung. — 11. Es soll der Standpunkt erörtert werden, welchen die im Synedrium auftretenden Redner (Klopstock, Messiade IV. Ges.) in Bezug auf Christus einnehmen? — 12. Preis der Dichtkunst bei Ovid. — 13. Hüons Heimkehr; Erzählung. — 14. Das Gemeinsame und Unterscheidende in Thiersage und Thierfabel. — 15. „Kaum gedacht, war der Lust ein End' gemacht“; Erzählung nach Hauffs „Reiters Morgengesang.“

Sechste Classe.

1. Welches sind die Hauptmomente in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache? — 2. Warum hatten die beiden Gracchen mit ihren Bestrebungen nicht den gewünschten Erfolg? — 3. „Der Schule wähne niemals dich entwachsen, sie setzt sich durch das ganze Leben fort.“ — 4. „Nec nulli sis amicus nec multis.“ — 5. „Mit des Geschickes Mächten

ist kein ew'ger Bund zu flechten." — 6. Welchen Einblick in Sitte und Art der alten Deutschen gewährt eine genauere Betrachtung des ersten Gesanges des Nibelungenliedes? — 7. Der Aufenthalt der Burgunden in Bechlarn. — 8. „Wer den Kern will, muss die Schale brechen." — 9. Heinrich I. von Deutschland und Alfred I. von England; geschichtliche Parallele. — 10. „Der Dinge Wert ist das, was wir davon empfinden"; welche Auffassung hat der Dichter der „Alpen" diesem Satze gegeben, und wie hat er ihn bewiesen? — 11. Auferstehungsbilder in der Frühlingsnatur. — 12. Wie wurde das Erscheinen und die Aufnahme der Klopstock'schen Dichtung vorbereitet? — 13. Deutschland und deutsche Sprache; nach Klopstocks Oden. — 14. Welche sittlichen Ideen ergeben sich dem Dichter aus der Betrachtung der Natur in dem Gedichte: der Frühling, von Ewald v. Kleist? — 15. Welches sind die wesentlichsten literarisch-ästhetischen Gesichtspunkte, die Lessing in seiner Beurtheilung der zeitgenössischen Literatur hervorkehrt? mit Zugrundelegung der Literaturbriefe.

Siebente Classe.

1. Welcher Umschwung trat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Literatur ein? — 2. „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiss." — 3. Welchen Einfluss übte der Aufenthalt in Strassburg auf Göthe's geistige Entwicklung? — 4. „Folgsam fühlte ich immer meine Seele am schönsten frei." Göthe, „Iphigenie." — 5. Schilderung einer Scene aus der „Iphigenie". — 6. Das Heldenthum nach der Darstellung Pylades'. Iphigenie II. 1. — 7. Rechtfertigung der Schiller'schen Behauptung im Prolog zu Wallensteins Lager: „denn seine Macht ist es, die sein Herz verführt; sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." — 8. Was bewirkt den Verfall der Cultur? nach Schillers „Spaziergang". — 9. Was charakterisiert den Prinzen Eugen von Savoyen als Helden? — 10. Charakter Egmonts — im gleichnamigen Drama von Göthe — mit Rücksicht auf die Schiller'sche Besprechung derselben. — 11. Die landschaftlichen Gegensätze an unsern beiden Stromseiten. — 12. Inhaltsangabe des Gedichtes „Das verschleierte Bild zu Sais" von Schiller.

Achte Classe.

1. „Alteri vivas oportet, si tibi vis vivere." Seneca. — 2. „Nicht in die ferne Zeit verliere dich, den Augenblick ergreife, der ist dein." — 3. „Das echte Neue keimt nur aus dem Alten; Vergangenheit muss unsere Zukunft gründen." W. Schlegel. — 4. Der Wirt zum goldenen Löwen und der Apotheker, verglichen nach ihren Weltanschauungen in Göthes „Hermann und Dorothea". — 5. Die Bedeutung der Städte in Deutschland unter Heinrich I. und seinen nächsten Nachfolgern. — 6. Gedankengang im Aufsatz „das Wesen der Volkspoesie" von Uhland. — 7. „Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr; zerbrich den Willen, das ist mehr." — 8. F. M. Radetzky's Verdienste um unsern Kaiserstaat. Motto: „In deinem Lager ist Oesterreich."

— 9. Darlegung des Gedankenganges im Gedichte „die beiden Schwestern“ von Grillparzer. — 10. Die Grundlagen der Cultur in den germanischen Reichen nach der Völkerwanderung. Natürliche Anlagen; Römerthum; Christenthum; Ackerbau. (Maturitätsprüfungs-Aufgabe).

IV. Freigegenstände.

1. Italienische Sprache in zwei Abtheilungen mit je zwei wochentlichen Stunden. Lehrer: Prof. P. Ambros Runggaldier in der I., Prof. P. Odilo Oberrauch in der II. Abtheilung.

2. Französische Sprache in zwei Abtheilungen mit je wochentl. 1 Stunde. Lehrer: Prof. P. Gerold Bickel.

3. Englische Sprache, wochentl. 1 Stunde. Lehrer: Prof. P. Bickel.

4. Turnen in vier Abtheilungen mit wochentl. je 2 Stunden. Lehrer: Herr Michael Schober, Leiter der städtischen Volksschule.

5. Kalligraphie in der I. und II. Classe, wochentl. je 1 Stunde. Lehrer: in der I. Cl. der Director, in der II. Cl. Prof. P. Justinian Lener.

6. Stenographie in drei Abtheilungen, wochentl. je 1 Stunde. Lehrer: Prof. P. Justinian Lener im Anfänger- und Übungscurs, P. Max Straganz im Fortbildungscurs.

7. Freihandzeichnen, wochentl. 1 Stunde. Lehrer: Herr Max Schuster, Lehrer an der hiesigen Fachschule.

8. Gesang in zwei Abtheilungen. I. Abtheilung für Sopran und Alt, wochentl. 2 Stunden. Lehrer: Prof. P. Odilo Oberrauch. II. Abtheilung für Tenor und Bass, wochentl. 1 Stunde. Lehrer: Prof. P. Matthäus Mayr.

V. Statistik der Schüler.

	Classe								Zusammen
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	
1. Zahl.									
Zu Ende 1890/91	43	21	29	40	22	16	14	23	208
Zu Anfang 1891/92	47	31	24	27	32	22	12	15	210
Während des Schuljahres eingetreten	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Im ganzen also aufgenommen	47	31	24	27	32	22	12	15	210
Darunter:									
Neu aufgenommen und zwar:									
aufgestiegen	40	1	1	—	1	2	2	4	51
Repetenten	—	—	3	—	—	2	2	—	7
Wieder aufgenommen und zwar:									
aufgestiegen	—	29	17	24	29	16	8	11	134
Repetenten	7	1	3	3	2	2	—	—	18
Während des Schuljahres ausgetreten	6	7	—	2	—	5	2	—	22
Schülerzahl zu Ende 1891/92	41	24	24	25	32	17	10	15	188
Darunter:									
Oeffentliche Schüler	41	24	24	25	32	17	10	15	188
Privatisten	—	—	—	—	—	—	—	—	—

	Classe I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	Zusammen
2. Geburtsort (Vaterland).									
Tirol	36	20	19	15	27	15	7	7	146
Vorarlberg	1	—	1	—	—	1	—	3	6
Salzburg (Land)	2	1	—	5	2	—	—	1	11
Oberösterreich	1	2	1	2	1	—	1	2	10
Niederösterreich	—	—	1	1	—	—	—	—	2
Steiermark	—	—	—	1	—	—	—	—	1
Kärnten	—	—	—	—	1	—	—	1	2
Böhmen	—	1	1	1	—	1	1	—	5
Ungarn	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Deutschland	1	—	1	—	1	—	—	1	4
Summe	41	24	24	25	32	17	10	15	188
3. Muttersprache.									
Deutsch	41	24	23	25	32	17	10	15	187
Italienisch	—	—	1	—	—	—	—	—	1
Summe	41	24	24	25	32	17	10	15	188
4. Religionsbekenntnis.									
Katholisch des lat. Ritus	41	24	24	25	32	17	10	15	188
Summe	41	24	24	25	32	17	10	15	188
5. Lebensalter.									
11 Jahre	1	—	—	—	—	—	—	—	1
12 »	9	3	—	—	—	—	—	—	12
13 »	12	6	3	—	—	—	—	—	21
14 »	12	5	4	—	—	—	—	—	21
15 »	3	4	7	5	1	—	—	—	20
16 »	2	5	2	5	6	2	—	—	22
17 »	1	—	4	6	9	1	1	—	22
18 »	1	1	2	4	9	8	2	3	30
19 »	—	—	2	1	6	2	2	5	18
20 »	—	—	—	1	—	2	2	3	8
21 »	—	—	—	2	1	1	1	2	7
22 »	—	—	—	1	—	—	—	—	1
23 »	—	—	—	—	—	1	1	1	3
26 »	—	—	—	—	—	—	1	1	2
Summe	41	24	24	25	32	17	10	15	188
6. Nach dem Wohnorte der Eltern.									
Ortsangehörige	12	9	7	6	14	4	2	3	57
Auswärtige	29	15	17	19	18	13	8	12	131
Summe	41	24	24	25	32	17	10	15	188
7. Classification.									
A. Zu Ende des Schuljahres 1891/92.									
I. Fortgangsclasse mit Vorzug	9	5	4	3	4	7	3	3	38
I. »	24	10	9	15	15	10	5	9	97

	Classe								Zusammen
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	
Zu einer Wiederholungsprüfung zugelassen	3	4	6	3	8	—	2	2	28
II. Fortgangsclasse	3	4	3	3	5	—	—	1	19
III. Fortgangsclasse	2	1	2	1	—	—	—	—	6
Zu einer Nachtragsprüfung krankheitshalber zugelassen . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Ausserordentliche Schüler . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe . .	41	24	24	25	32	17	10	15	188
B. Nachtrag zum Schuljahre 1891.									
Wiederholungsprüfungen waren bewilligt	5	2	3	5	5	5	1	2	28
Entsprochen haben	4	2	3	5	5	3	1	2	25
Nicht entsprochen haben (oder nicht erschienen sind) . . .	1	—	—	—	—	2	—	—	3
Nachtragsprüfungen waren bewilligt	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Entsprochen haben	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Nicht entsprochen haben . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Nicht erschienen sind	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Darnach ist das Endergebnis für 1891									
I. Fortgangsclasse mit Vorzug	9	7	2	5	5	4	4	7	43
I. »	25	12	23	28	14	9	8	16	135
II. »	4	1	4	5	3	3	1	—	21
III. »	5	1	—	2	—	—	1	—	9
Ungeprüft blieben	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe . .	43	21	29	40	22	16	14	23	208
8. Geldleistungen der Schüler.									
Das Schulgeld zu zahlen waren verpflichtet									
im 1. Semester	46	14	17	19	15	11	7	9	138
im 2. Semester	16	12	14	20	25	7	6	8	108
Zur Hälfte waren befreit									
im 1. Semester	—	—	—	—	—	—	—	—	—
im 2. Semester	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Ganz befreit waren									
im 1. Semester	—	17	7	8	17	11	5	7	72
im 2. Semester	26	14	10	6	7	12	4	8	87
Das Schulgeld betrug im ganzen:									
im 1. Semester . . 912 fl.									
im 2. Semester . . 740 fl.									
Zusammen . 1652 fl.									
Die Aufnahmstaxen betrugen . . . . . 107 fl.									
Die Lehrmittelbeiträge betrugen . . . . 360 fl.									
Die Taxen für Zeugnisduplicate betrugen . 8 fl.									
Zusammen . 475 fl.									

	Classe								Zusammen
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	
9. Besuch in den relativ obligaten und nichtobligaten Gegenständen.									
Zweite Landessprache (Ital.) . .	—	—	—	8	7	7	—	—	22
Kalligraphie	41	25	—	—	—	—	—	—	66
Freihandzeichnen	4	4	3	—	2	—	1	—	14
Turnen	16	11	13	8	5	6	5	1	65
Gesang	16	4	2	7	3	2	8	—	42
Stenographie	—	—	—	11	19	12	2	8	52
Französische Sprache	—	—	1	—	6	6	1	—	14
Englische Sprache	—	—	—	—	—	—	1	2	3
10. Stipendien.									
Anzahl der Stipendisten . . .	1	2	1	1	4	3	1	2	15
Gesammtbetrag der Stipendien: 1842 fl. 80 kr.									

VI. Vermehrung der Lehrmittel.

1. Bibliothek.

Die wichtigsten durch Ankauf erworbenen Werke sind:

Vidmar (Robitsch): Geschichte der christl. Kirche, II. Abtheil. 2. Hälfte. — Die Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben. — Unbescheid: Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lectüre. — Sommer: deutsche Sprachlehre. — Wustmann: Allerhand Sprachdummheiten. — Keiter: Heinr. Heine. — Wichner: Aus der Mappe eines Volksfreundes. — Steuerwald: Englisches Lesebuch. — Baskerville: An english Grammar for the use of the Germans. — Aus der biblioth. Gothana Cicero: de officiis; Laelius de amicitia; Paradoxa ad Brutum; Cato Maior de senectute; Somnium Scipionis; Tuscul. disputat. — Kraner (Hofmann): Caesaris commentarii de bello civili. 10. Aufl. — Marquardt: römische Staatsverwaltung; II. Aufl. — Abhandlungen aus dem Gebiete der class. Alterthums-Wissenschaft, von den Schülern des Prof. v. Christ. — Weise: Charakteristik der latein. Sprache. — M. Müller: Die Wissenschaft der Sprache. I. Bd. — Kühner: Ausführl. Grammatik der griech. Sprache, III. Aufl. 1. Th. — Huber: Geschichte Oesterreichs, IV. Bd. — Pastor: Geschichte der Päpste, II. Aufl. 1. Bd. — Hübner: Sixtus V. — Sedlatschek: Haus Habsburg-Lothringen. — Erinnerungen an Dr. Ringseis. IV. Bd. — Schiller Herm.: Handbuch der praktischen Pädagogik. II. Aufl. —

Stejskal: Repertorium über die ersten 40 Jahrgänge der Zeitschrift für österr. Gymnasien. — Atz: Kunstgeschichte von Tirol.

Für die Schülerbibliothek: Wagner: Realien des röm. Alterthums für den Schulgebrauch. — Zöhrer: Oesterreichisches Künstlerbuch. — Smolle: Feldmarschall Radetzky; Vater Radetzky; auf Feldern der Ehre. — Groner: Aus Tagen der Gefahr; in Ritterburgen und unter fahrenden Leuten; Erzählungen aus der Geschichte Oesterr.-Ungarns. — Stöckl: Zum Meer. — Zeitschr. „Raphael.“

Lieferungswerke: Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild. — Sievers: Afrika. — Asien. — Paul: Grundriss der german. Philologie. — Iw. v. Müller: Classische Alterthumskunde. — Kuhn: Allgemeine Kunstgeschichte. — Platz: Die Völker der Erde. — Tinkhauser-Rapp: Beschreibung der Diöcese Brixen.

Zeitschriften: Wochenschrift für class. Philologie von Andresen, Draheim und Harder. — Wiener Studien von Hartel und Schenkl. — Zeitschriften: a) für kathol. Theologie (Innsbruck); b) für das Gymnasialwesen (Berlin); c) für die deutsche Sprache von Sanders; d) für den deutschen Unterricht von Lyon; e) für Schulgeographie von Seibert; f) für mathemat. und naturwissenschaftl. Unterricht von Hoffmann. — Petermanns Mittheilungen. — Wagner's geographisches Jahrbuch. — Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. — Oesterr.-ungar. Revue. — Literar. Anzeiger. — Literar. Handweiser. — Natur und Offenbarung. — Alte und neue Welt. — Durch Austausch die Zeitschrift des Ferdinandeums vom Jahre 1891.

Geschenke:

1. Vom h. k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht: Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur von Schroeder und Roethe. — Zeitschrift für die österr. Gymnasien. — Neues illustriertes vaterländisches Ehrenbuch von Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach. — Das Buch vom Vater Radetzky von Dunker.

2. Vom h. k. k. Landesschulrath für Tirol: Oesterr. botan. Zeitschrift 1892.

3. Von der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte der philosoph.-philolog. und histor. Classe 1891/92.

4. Vom Herrn Anton Schumacher, Inhaber der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung und Handelskammer-Präsident in Innsbruck: Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, XII. Bd. 3. u. 4. Heft. — Hueber Ad.: Mich. Pfurtscheller. — Meyer Mart.: Schlern-Sagen und Märchen. — v. Zingerle Ign.: Sagen aus Tirol, II. Aufl. —

Thomas Friedr.: Die Holz-Tektonik Vorder-Asiens im Alterthum. — Röhricht Reinh.: Studien zur Geschichte des fünften Kreuzzuges.

5. Vom löbl. Museo civico in Roveredo: Elenco systemat. dei Coleotteri finora raccolti nella valle lagarina per Bernard. Halbherr. Fasc. V. — Prof. Bonomi: Materiali per l'avifauna Tridentina.

6. Vom Herrn Prof. G. de Cobelli in Roveredo: Gli imenotteri del Trentino. Fasc. II.

7. Vom Herrn Prof. Dr. Murr: a) Altgriechische Weisheit; b) die Gottheit der Griechen als Naturmacht.

8. Vom Herrn Prof. Šorn: Glossarienfragmente des städtischen Archivs zu Laibach, und: Der Sprachgebrauch des Historikers Eutropius.

9. Vom Herrn Grafen Hoyos: Gedichte.

10. Vom Herrn pharmac. Mag. Carl von Aichinger: Leuchs, das grosse Hausbuch der Deutschen.

11. Vom Herrn Prof. Adalb. Breuer in Wien: Die einfachste Lösung des Appolonischen Tactionsproblems.

12. Vom Herrn Carl Niederwieser: Bubenicek: Oesterreich-Ungarn. Die allmähliche Entwickelung und Gestaltung d. Monarchie. (Tabelle).

13. Von der Wittfrau Fasser: mehrere Schulbücher.

14. Von den ehemaligen Schülern der Anstalt, Stud. jur. Herrn Grafen Walderdorff und Stud. Theol. Herrn Altenburger viele Lehrbücher und Schulausgaben deutscher Classiker; vom Stud. Theol. Herrn Ign. Spielberger mehrere Jahrgänge der kirchenmusikalischen Zeitschrift von Katschthaler.

15. Freiexemplare von Classiker-Ausgaben, Lehr- und Lesebüchern spendeten: Tempsky in Prag und Wien, Dominicus in Prag, Manz, Gräser, Hölder in Wien.

2. Geographische-histor. Lehrmittel-Sammlung.

1. Neustiche (5.—8. Lief.) zu Stielers Handatlas.
2. v. Haardt, Wandkarte der Alpen.
3. Strack, Baudenkmale des alten Rom.
4. Hickmann, Vergleichende Münzentabelle der wichtigsten Staaten der Erde, deren Masse, Gewichte, Wappen u. s. w.

3. Physikalisches Cabinet.

Angekauft wurden: Durchschnittsmodelle eines Dampfkolbens. — Monochord mit Einrichtung zur Demonstration aller Saitengesetze. — Phonograph für Stimmgabelschwingungen. — Lippenpfeife mit Membranwand zur Ersichtlichmachung der Schallwellen. — 8 Stäbe in Scalastimmung für Longitudinalwellen. — Galvanoskop. — 3 Grenet-Elemente.

— 1 Accumulator-Element. — Elektromotor für Geissler'sche Röhren. — Nummernkästchen sammt Glockensignal. — Kleiner Inductionsapparat. — Grosser Ruhmkorff'scher Apparat (umgearbeitet). — Kleine Dynamomaschine nach Siemens. — Verschiedene Utensilien.

4. Naturhistorisches Cabinet.

Durch Ankauf wurden erworben: Ein Spirituspräparat, die Entwicklung von Rana esculenta darstellend. — Dünnschliffe von Gesteinsarten, sowie mikroskopische Präparate von niedern Thieren. — Ein Prachtstück isländischen Doppelspates.

VII. Maturitäts-Prüfung.

A) Bei der im Juli- und September-Termine des Schuljahres 1891 abgehaltenen Maturitätsprüfung erhielten ein Zeugnis der Reife.

Nummer	Namen	Altersjahre	Geburtsort	Studienjahre	Note	Gewähltes Berufsstudium
1	Altenburger Anton	21	Rattenberg	8	reif	Theologie
2	Ausserladscheider Felix	20	Zell a. Z.	8	reif mit Auszeichnung	Theologie
3	Bauernfeind Moriz	21	Wien	11	reif	Akademie d. bild. Künste
4	v. Bersuder Julius	20	Molnari Ungarn	8	reif	Jus (Einjähr. Freiwill.)
5	Bouthillier Johann	20	Klagenfurt	9	reif	Jus (Einjähr. Freiwill.)
6	Erhart Gottlieb	18	Fieberbrunn	8	reif mit Auszeichnung	Medicin
7	Geist Gotthard	20	Innsbruck	8	reif	Medicin (Einjähr. Freiwill.)
8	Juch Carl	22	Kirchbichl	10	reif	Militär (durchs Los)
9	Kirchebner Edmund	18	Bezau, Vorarlberg	8	reif	Unbestimmt
10	Klingler Martin	19	Kufstein	9	reif	Jus

Nummer	Namen	Altersjahre	Geburtsort	Studienjahre	Note	Gewähltes Berufsstudium
11	Lindenthaler Hugo	22	Innsbruck	10	reif	Jus
12	Mader Friedrich	18	Nassereut	8	reif mit Auszeichnung	Jus
13	Müller Josef	20	Leisach	8	reif	Medicin
14	Nagler Erich	22	Innsbruck	9	reif	Finanzverwaltung
15	Niedermoser Josef	20	Hopfgarten	9	reif	Theologie
16	Oberhauser Sebastian	22	Söll	10	reif	Theologie
17	v. Preu Johann	20	St. Pölten	9	reif	Jus
18	Schellhorn Alois	22	Stumm	9	reif	Theologie
19	Schober Franz	23	Heilig Kreuz	11	reif	Unbestimmt (Einjähr. Freiwill.)
20	Schreier Heinrich	19	Aschach, Oberösterr.	9	reif	Medicin
21	Thaler Josef	20	Brixen	10	reif	Medicin
22	v. Walderdorff, Graf Wilderich	23	Klafterbrunn, Niederösterr.	11	reif	Jus

B) Themen für die diesjährige schriftliche Maturitäts-Prüfung.

1. Aus dem Deutschen: Die Grundlagen der Cultur in den germanischen Reichen nach der Völkerwanderung. (Natürliche Anlagen; Römerthum; Christenthum; Ackerbau).

2. Aus dem Latein ins Deutsche: Cicero, Tusculan. disputat. Lib. I. c. 47. § 112—116.

3. Aus dem Deutschen ins Latein: L. K. Roth, griechische Geschichte, S. 298: „Das war die Schlacht bei Mantinea" — „und seinen ihm im Tode vorangegangenen Freund".

4. Aus dem Griechischen ins Deutsche: Herodot, Hellen. VII. 18—24.

5. Aus der Mathematik:

a. Bestimme $\sqrt{19}$ mit Hilfe der Näherungswerte, der binomialen. Reihen und auf abgekürzte Weise jedesmal auf 6 Stellen genau.

b. Einer regelmässigen fünfseitigen Doppelpyramide (Basiskante = 1 dm, Seitenkante = 5 dm) soll eine grösste Kugel eingeschrieben und deren Volum und Oberfläche berechnet werden.

c. Berechne den Flächeninhalt des an der Ellipse $\frac{x^2}{36} + \frac{y^2}{16} = 1$ von den rechtwinklig sich schneidenden Leitstrahlen gebildeten Rechteckes.

VIII. Aus der Chronik des Gymnasiums.

Am 16., 17. und 18. September Einschreibung der Schüler, Aufnahms- und Wiederholungs-Prüfungen.

Am 19. September Eröffnung des Schuljahres mit dem Heiliggeistamte.

Am 24. September unterzogen sich 2 Schüler der vorjährigen achten Classe der mündlichen Maturitätsprüfung.

Das Namensfest Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin wurden in der Gymnasialkapelle mit einem Gottesdienste gefeiert.

Bei Gelegenheit der hier im October stattgefundenen Volksmission hatte der hochwürdige P. Fischer S. J. die Güte, auch den Schülern der Anstalt am 25. October (Sonntag) in der Gymnasialkapelle einen schönen Vortrag über das Thema „ora et labora“ zu halten.

Am 13. Februar Schluss des ersten, und am 17. Beginn des zweiten Semesters.

Am 5. Mai fand der übliche Maiausflug statt. Die Schüler des Obergymnasiums giengen unter Begleitung von mehrern Professoren über Gnadenwald nach Schwaz, von wo sie mit dem Abendzuge wieder heimkehrten. Die Classen des Untergymnasiums machten einzeln unter Führung ihrer Classenvorstände Ausflüge in der nähern Umgebung von Hall.

Im Mai besuchten die Schüler der 7. Classe unter Führung des Prof. P. Max Straganz zu Studienzwecken das Museum in Innsbruck. Dem Vorstande desselben, Herrn Prof. Dr. R. v. Wieser, wird für die zuvorkommende Gewährung des freien Eintrittes der geziemende Dank ausgesprochen

Vom 30. Mai bis 3. Juni wurden die schriftlichen Maturitätsprüfungen vorgenommen.

Am 27. Juni hielt der k. k. Major d. R. Herr Jos. Stillebacher vor den Schülern des Obergymnasiums einen interessanten Vortrag über den „Blick in die Natur“, oder über das Betrachten der Landschaften.

Im physikalischen Cabinete nahm der Custos desselben, Prof. P. Evarist Schnegg, eine neue Aufstellung der Apparate und theilweise der Kästen in der Weise vor, dass Raum für 10 Schulbänke gewonnen wurde, die der löbl. Stadtmagistrat beistellte.

Während im abgelaufenen Studienjahre der Gesundheitszustand unter

den Schülern ein ausserordentlich günstiger war, da auch die Influenza sie nur flüchtig berührte, wurde ein Mitglied des Lehrkörpers von einem schweren Unfall heimgesucht. Prof. P. Adjut Troger, d. Z. zugleich Guardian des Conventes, war schon im November und December 7 Wochen lang durch ein Fussleiden an das Bett geheftet. Um Weihnachten trat scheinbar eine Besserung ein, und er versah von dort an die Unterrichtsstunden und seine andern Geschäfte, oft zwar mit grosser Anstrengung, bis sich um Mitte März die Schmerzen wieder steigerten und er des Gehens vollständig unfähig wurde. Die tiefliegende Ursache des Leidens stellte sich nunmehr als eine bösartige Neubildung am Unterschenkel des linken Fusses heraus, und nach ärztlichem Gutachten konnte nur durch die Abnahme des Fusses noch Rettung erzielt werden. Dieselbe wurde im Spitale der Kreuzschwestern in Innsbruck vom Herrn Prof. Dr. Klotz am 5. Mai mit dem gewünschten Erfolge vorgenommen. Die Heilung schritt, Gott Lob! in erfreulicher Weise fort, so dass das theure Leben erhalten blieb und der verehrte Guardian und Professor zur allgemeinen Freude wieder den wichtigern Aufgaben seines vielseitigen Berufes sich wird widmen können.

Am 7. und 8. Juli wurde unter dem Vorsitze des k. k Landesschulinspectors Herrn Chr. Schneller die mündliche Maturitätsprüfung abgehalten. Von den bei diesem Termine zugelassenen 12 Schülern der 8. Classe (sammt 1 Externisten) bestanden 4 die Prüfung mit Auszeichnung, 9 wurden für reif erklärt.

Der löbl. tirolische Stenographen-Verein in Innsbruck spendete auch heuer wieder Preise für die Schüler der Stenographie.

IX. Wichtige Verfügungen der vorgesetzten Behörden.

Der h. Ministerialerlass vom 30. September v. J. Z. 1786 gibt Anweisungen über die Behandlung der Lectüre in den altclassischen Sprachen und enthält Bestimmungen über den Umfang der schriftlichen Aufgaben in diesen Gegenständen und über die Berücksichtigung der Privatlectüre in denselben bei der Maturitätsprüfung.

Durch die Ministerial-Verordnung vom 24. Mai 1892 Z. 11372 wird der Lehrplan und die Instruction für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik und Physik und in Naturgeschichte am Untergymnasium in der Weise abgeändert, dass mit Beibehaltung der bisherigen Zahl der Unterrichtsstunden der Lehrstoff vereinfacht und theilweise anders gruppiert wird.

Der h. k. k. Landesschulrath genehmigte mit Erlass vom 2. Mai Z. 10633 den Antrag des Lehrkörpers auf successive Einführung

a. des Lehr- und Übungsbuches der Arithmetik und Algebra für die obern Classen der Mittelschulen von Gajdeczka, und b. des Lehr- und

Übungsbuches der Arithmetik für die untern Classen der Gymnasien von Hočevar, sowie c. der Textausgaben von Homer's Ilias und Odyssee in verkürzter Form von Christ.

Allen Wohlthätern der Schüler und Gönnern der Anstalt spricht hiemit der Gefertigte den verbindlichsten Dank aus.

X. Kundmachung bezüglich des nächsten Schuljahres.

Das Schuljahr 1892/93 beginnt am 16. September. Knaben, welche aus einer Volksschule in die I. Gymnasialclasse übertreten, haben ausser dem Taufscheine die von der betreffenden Schulleitung angefertigten und mit der Angabe des Zweckes der Ausfolgung versehenen „Schulnachrichten" vorzulegen.

Nach erlangter Aufnahme zahlen Neueintretende die gesetzliche Aufnahmstaxe à 2 fl. 10 kr. Ausserdem wird auf Grund des § 55 des Organisations-Entwurfes von jedem Schüler ein Beitrag von 1 fl. für die Gymnasialbibliothek gefordert. Das Schulgeld, welches im ersten Monat jeden Semesters zu entrichten ist, beträgt im Untergymnasium halbjährig à 6 fl., im Obergymnasium à 8 fl.

Diejenigen, welche in die I. Classe eintreten wollen, müssen wenigstens das 10. Lebensjahr vollendet haben und sich einer Aufnahmsprüfung unterziehen, bei welcher nachstehende Anforderungen gestellt werden:

1. Jenes Mass von Wissen in der Religion, welches in den 4 ersten Jahrescursen der Volksschule erworben werden kann.

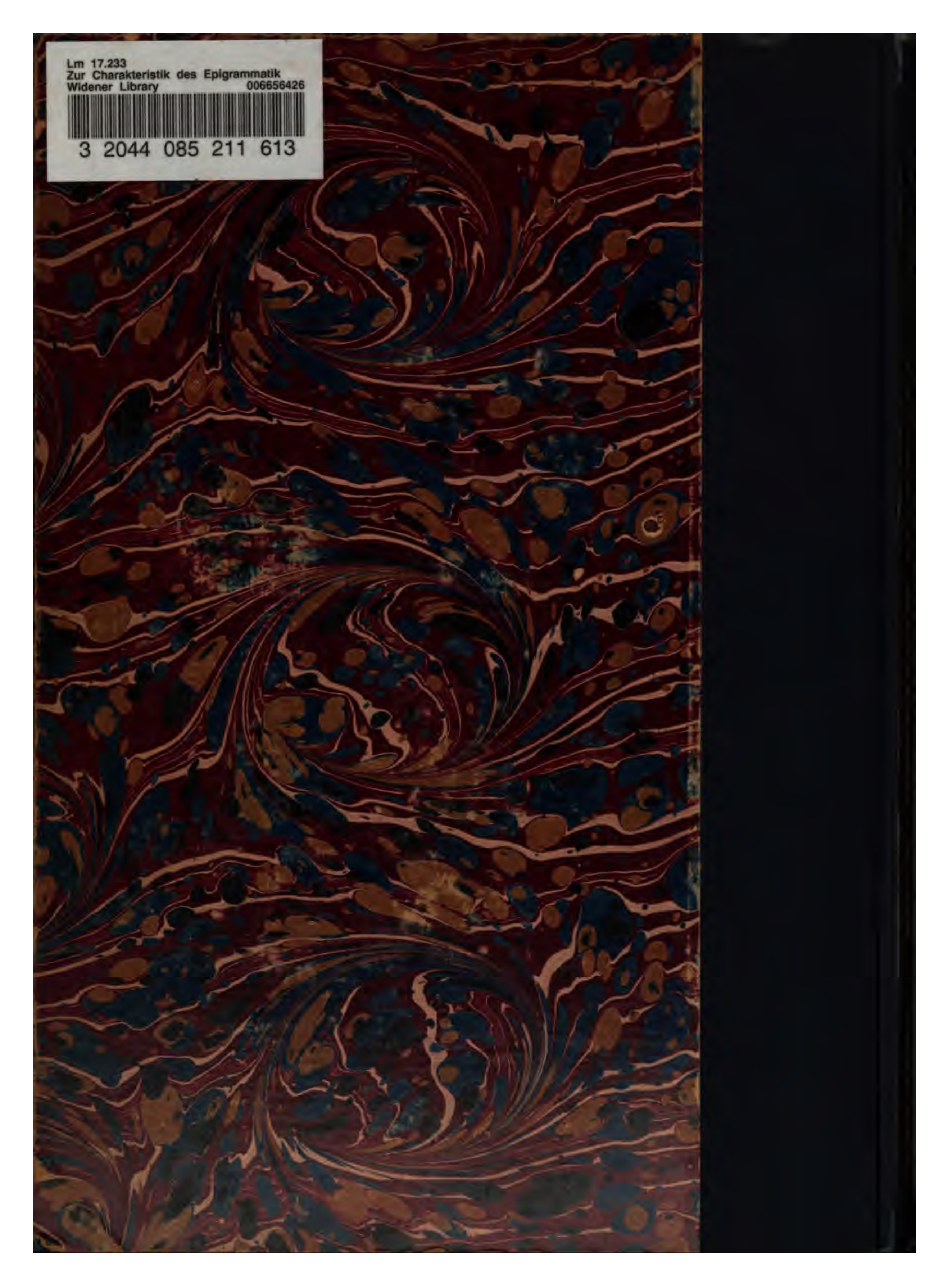
2. Fertigkeit im Lesen und Schreiben der deutschen Sprache und lateinischen Schrift; Kenntnis der Elemente der Formenlehre der deutschen Sprache, Fertigkeit im Analysieren einfacher bekleideter Sätze.

3. Uebung in den vier Rechnungsarten mit ganzen Zahlen.

Neueintretende unbemittelte Schüler, welche irgendwie die Mildthätigkeit der hiesigen Bewohner in Anspruch nehmen, müssen bei der Anmeldung zur Aufnahme ein ungestempeltes, von der betreffenden Gemeindevorstehung und dem Seelsorgsamte unterfertigtes Armutszeugnis vorlegen.

Hall, am 15. Juli 1892.

P. Flavian Orgler, Schulrath,
Gymnasialdirector.


Lm 17.233
Zur Charakteristik des Epigrammatik
Widener Library 006656426
3 2044 085 211 613